Einleitung

in das

Studium

der

griechischen Mythologie,

von

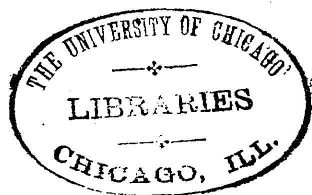
Eduard Reinhold Lange.



Berlin:

im Verlage von Duncker und Humblot.

1825.


THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARIES
CHICAGO, ILL.

Vorwort.

Der Verfasser dieser Blätter hat sich seit längerer Zeit mit der griechischen Mythologie beschäftigt und eine wissenschaftliche Darstellung derselben unternommen. Da er bemerkte, dass seine Ansichten, die aus dem Gebrauch der Quellen sich ihm gebildet haben, abweichend seien in vielen Puncten von dem, was heute für ausgemacht wenigstens bei einem Theil der Zeitgenossen gilt, so beschloss er, bevor die ausführliche Darstellung dem Publicum übergeben würde, die Grundsätze, nach denen sie unternommen worden, öffentlich auszusprechen und als richtig zu beweisen. Theils wünscht er hier-

mit ein günstiges Vorurtheil für das grössere Werk zu erwecken, theils, wo er irrt, von Kennern Belehrung zu empfangen und sie noch zu benutzen. Es lag in der Natur der Sache, dass zugleich mit der Auseinandersetzung der Grundsätze die durch ihre Anwendung gewonnenen Resultate hingestellt werden mussten, wodurch denn der Verfasser veranlasst wurde, einen kurzen Inbegriff der gesammten Mythologie zu geben.

Mit Freimüthigkeit und Glimpf auszusprechen, was fortgesetzte Forschung zur Ueberzeugung erhoben hat, muss erlaubt sein im litterarischen Staate, selbst wenn das Behauptete gegen beliebte Zeitansichten anstösst. Nicht immer ist eine herrschende Meinung auch Wahrheit, und das Falsche kann nur verdrängt werden durch Widerspruch. Kann Jemand beweisen, der Verfasser habe geirrt im Einzelnen oder auch im Ganzen, so wird er durch Widerlegung ein Verdienst um ihn sich erwerben. Denn der Verfasser ist nicht

für seine Ansichten in dem Grade eingenommen, dass er sie nicht gern gegen die Wahrheit auszutauschen bereit sei. Nur aber möge ein etwaiger Gegner bedenken, dass auf dem Gebiet historischer Wissenschaften nicht Lieblingsmeinungen und individuelle Wünsche für Beweise hingenommen werden können, sondern allein Deductionen als solche anzuerkennen sind, die auf historische Denkmale sich gründend aus dem rechten Gebrauch dieser Denkmale hervorgingen. Auch möchte für eine künftige Beurtheilung dieses Schriftchens noch zu bemerken sein, dass manches Neue vorläufig als noch unerwiesene Behauptung erscheint, was der Verfasser jedoch nicht weniger aus den Quellen gezogen hat, als Anderes, was schon bekannt ist und geglaubt wird. Möge daher ein Beurtheiler nicht sofort, was noch unerwiesen ist, auch für unerweisbar erklären.

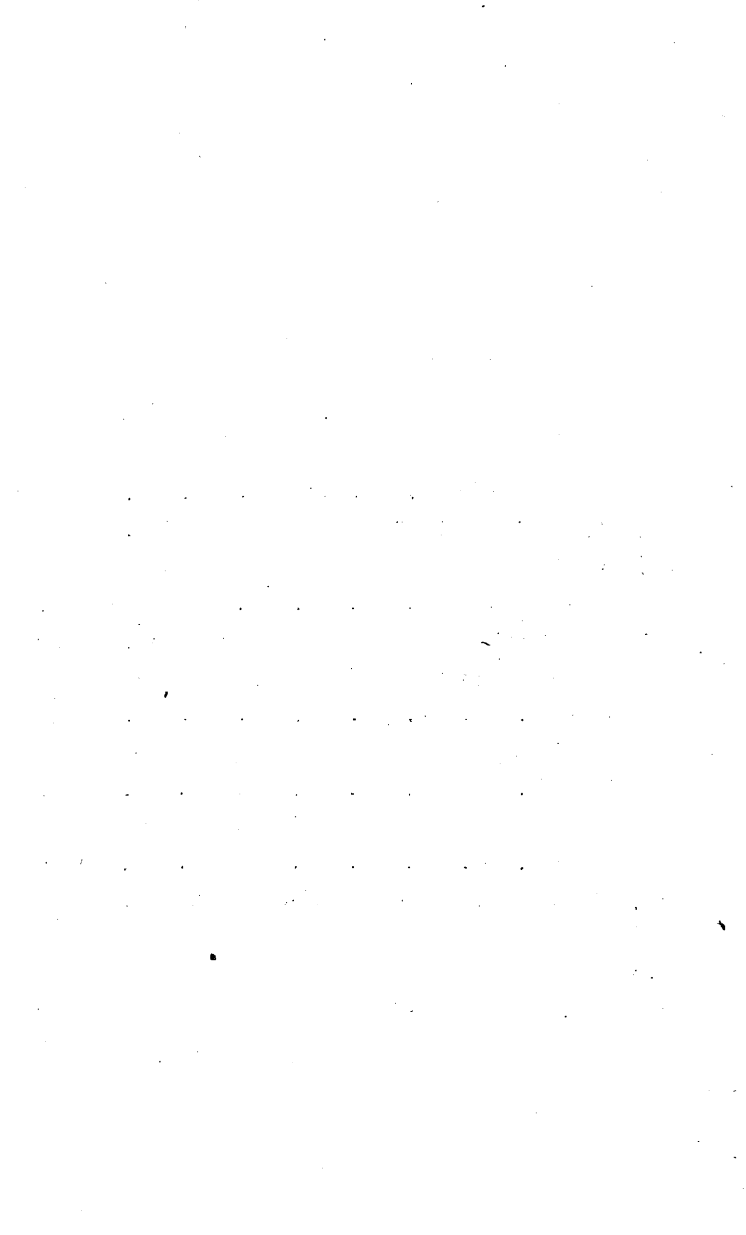
Bei seinen mythologischen Bestrebungen ist der Verfasser bedeutend durch die Schrif-

ten eines Mannes gefördert worden, den gebührend zu loben, hier der Platz nicht zureicht. Joh. Heinrich Voss hat sich so grosse, so bleibende Verdienste um die Mythologie erworben, dass nur Nichtkenner der Wissenschaft auch Verkenner seiner Leistungen sind. Möge der ehrwürdige Veteran noch lange Zeit der Mythologie, den alterthümlichen Studien, der Wissenschaft überhaupt Förderer sein und vernunftschirmender Anbauer.

Der Verfasser.

Inhalt.

		Seite
I.	Quellenkritik	1
II.	Allegorische Erklärung der Mythologie .	15
III.	Ableitung der griechischen Religion aus dem Orient	22
IV.	Bildung des griechischen Polytheismus .	30
V.	Erste Epoche der griechischen Mythologie	53
VI.	Zweite Epoche der griechisehen Mythologie	67
VII.	Dritte Epoche der griechischen Mythologie	90
VIII.	Schicksalsmacht der altgriechischen Zeit.	100



I.

Quellenkritik.

Die Mythologie ist eine historische Wissenschaft, und darum kann ihre Darstellung in nichts von dem subjectiven Meinen und Wähnen des Forschenden, sondern nur von dem Ergebniss der Quellen abhängig sein. Was diese darbieten, ist das allein Echte und Wahre, und nur wo sie uns verlassen, darf im Einzelnen bescheidener Muthmassung, die sich dem Gegebenen eng anschliesst, der Zutritt gestattet sein. Hiermit ist zwar nicht die Meinung ausgesprochen, dass der Mytholog auf Zusammentragung des Stoffes sich zu beschränken habe und darüber nicht hinausgehen dürfe. Ein solches Verfahren würde vielleicht hinreichend sein, um ein mythologisches Wörterbuch anzufertigen, aber zu einer wissenschaftlichen Darstellung im höhern Sinne des Wortes könnte es nicht führen. Vielmehr ist es allerdings nothwendig, dass der Mytholog nach einem festen, geistigen Princip sich an die Verarbeitung des Stoffes mache, dass er nach ge-

wissen leitenden Ideen das Ganze entwickle und veranschauliche. Allein das Princip selbst und die leitenden Ideen dürfen nicht willkürlich gewählte, sondern müssen aus dem vorliegenden Stoff' entnommene und in den allgemeinen Gesetzen menschlicher Natur begründete sein. Da also die Quellen der Mythologie nicht blos das Material zu liefern, sondern zugleich auch über die Art und Weise der Darstellung uns zu belehren haben, so sieht man leicht, wie viel auf die rechte Benutzung derselben ankommt.

Hier entdeckt der Forschende die erste und grösste der Schwierigkeiten. Denn da es allerdings auch eine verkehrte Benutzung gibt, so muss unser Streben zunächst dahin gehen, uns vor Irrthümern zu bewahren, die auf die gesammte Untersuchung nachtheilig einwirken. Damit das richtige Princip aus den Quellen sich ergebe, ist allein nicht hinreichend, dass man, wie es gewöhnlich ausgedrückt wird, eng an leztere sich anschliesse. Sie sind ergiebig und wahrhaft belehrend nur für die welche mit Verstand sie befragen, für Andere sind sie mistönige oder gar stumme Orakel. Wer es einmal versucht hat, auf dem Gebiet der Mythologie sich anzusiedeln, wird bemerkt haben, dass die Quellen beim ersten Anblick nichts weniger als mit sich übereinstimmend, oft im graden Gegensatz mit einander sich befinden. Je fleissiger man aus den verschiedenen Schriftstellern zusammenträgt, je genauer man

vergleicht und durch Mittel gewöhnlicher Ausgleichung das Disharmonische zu verbannen sucht: desto mehr nur scheint sich alles zu verwirren, und in Widersprüchen sich zu verlieren. Tadelnswerth ist das hier eintretende Verfahren Vieler, dass sie bei vorgefassten Meinungen diejenigen Angaben nur hervorziehen die ihnen zusagen, die andern aber vernachlässigen welche ihnen widersprechen. Die Aufgabe des Mythologen ist ja nicht, subjectiven Einbildungen vor Unkundigen den Schein historischen Beweises zu geben, sondern historischer Wahrheit vor Kennern Auctorität zu verschaffen. Beruht auf den Quellen also das Heil der mythologischen Wissenschaft, so begreift man, dass es eines Schlüssels bedarf, um zum Verständniss derselben zu gelangen. Kurz, ehe von einem Gebrauch derselben die Rede sein kann, wird eine sie umfassende Kritik nothwendig. Es muss die Frage beantwortet werden: sind alle Quellen gleich brauchbar? oder gibt es Quellen vom ersten, vom zweiten, vom letzten Range? Ist das was sie überliefern, unbedingt für alte Tradition zu halten, oder zunächst nur für Vorstellung desjenigen Zeitalters, dem sie selbst ihren Ursprung verdanken? War im griechischen Volksglauben eine unwandelbare Stetigkeit begründet, oder wurde der Volksglaube in verschiedenen Epochen mannichfach umgestaltet? Gab man vielleicht in späterer Zeit neu eingeführte Gebräuche, jüngst gebildete

Vorstellungen für uralt aus und trübte dadurch das Bild der Vorzeit?

Die neuere Zeit hat sonst in jedem Gebiete des historischen Wissens den Grundsatz aufgestellt: bevor man etwas mit Gewissheit aussagen könne, müsse eine sorgfältige Kritik der Zeugnisse unternommen, eine Rangordnung der zu gebrauchenden Hülfsmittel ihrem innern Werth zufolge veranstaltet worden sein. Man hat namentlich bei der Wiederherstellung der Texte der alten Autoren diesen Grundsatz mit glücklichem Erfolge bereits angewandt. Aber auf dem Gebiete der Mythologie wird er angefeindet von den Meisten, theilweis befolgt von sehr Wenigen, durchgehends befolgt nur von Einem. Eine Bemerkung die eben so wahr als unrühmlich ist für unser Zeitalter.

Die Berücksichtigung der Gesetze menschlicher Natur dient zur Aufhellung der schwierigsten Probleme in der Geschichte. Sie führt uns durch einige consequente Folgerungen auf den Standpunct, von dem aus die Kritik der Quellen mit Erfolg begonnen werden kann. Denn was die Beantwortung der Frage anlangt, die für gegenwärtige Untersuchung in jeder Hinsicht entscheidend ist, nämlich ob sich in der griechischen Mythologie das Gesetz der Stetigkeit vorfinde, so scheint sie in sehr verschiedenem Sinne mit Ja und mit Nein beantwortet werden zu müssen.

Das Leben der Völker ist wie das Leben des

Individuums an das zwiefache Gesetz der Stetigkeit und der Verwandlung gebunden. Wie der Mensch einerseits etwas besitzt, was unverändert in allen Epochen seines Daseins als dasselbe sich bewährt und woran überhaupt seine Existenz als Mensch geknüpft ist, so erscheint er andererseits einer fortwährenden Metamorphose unterworfen, wodurch ihm eine ununterbrochene Umbildung als Bedingung des individuellen Lebens vorgeschrieben wird. Was den Menschen zum Menschen macht, ist das Stetige; was ihn zum Individuum erhebt, ist das Wandelbare, das unaufhörlich Veränderliche. Das Wesen des Menschen ist zu allen Zeiten und an allen Orten das nämliche, aber der Ausdruck desselben, die Bedingungen unter denen es erscheint, sind überall verschieden und stets wechselnd. Gilt dies im Allgemeinen von der menschlichen Natur, so gilt es auch im Besondern von jeglicher Richtung derselben. Denn auch in ihnen ist ein Dauerndes und ein Veränderliches zu unterscheiden. Die Religion ist ihrer Substanz zufolge überall dieselbe und unwandelbar, aber sie ist in Hinsicht der Accidenz stets verschieden und abweichend. Unter Substanz der Religion verstehe ich den Glauben an das Göttliche. Da ohne ihn Religion überhaupt nicht denkbar ist, so findet er sich in allen Religionen und in allen Epochen derselben. Unter Accidenz meine ich die Einkleidung des Göttlichen

in irgend eine beliebige Form. Wer weiss nicht, dass sie überall eine andere ist? Sie ist nicht blos bei den verschiedenen Völkern eine verschiedene; sie verändert sich auch bei einem und demselben Volke, je nachdem dasselbe in der geistigen Bildung Fort- oder Rückschritte macht, je nachdem es, durch Zeitverhältnisse veranlasst, fremde Vorstellungen aufnimmt und sie mit einheimischen mischt. In Rücksicht der Substanz ist also jene die Stetigkeit des Volksglaubens betreffende Frage zu bejahen, in Rücksicht der Accidenz ist sie zu verneinen: denn hier möchte sich das Gesetz der Stetigkeit mit der Organisation der menschlichen Natur nicht vertragen. Und die Geschichte liefert hinlängliche Belege für diese Behauptung. Das Christenthum, wie es sein erhabener Stifter den Jüngern überlieferte, ist merklich verschieden von dem was man auf dem Concilium zu Nicäa mit diesem Namen belegte. Die Lehre die ein Huss, Zwingli, ein Luther verbreitete, wie abweichend von der Lehre eines Gregor VII und der Concilien zu Costnitz und zu Trident! Wählen wir andere Beispiele. Wer erkennt nicht die Verschiedenheit der Jehovahlehre, wie sie zu Abrahams Zeiten existirte und wie im Zeitalter Christi? Sind nicht auch die Mohammedaner in Secten zerfallen und daher von der Lehre ihres Propheten sichtbar abgewichen? Fand nun Umbildung bei Christen, Hebräern und Mohammedanern statt, ist sie überhaupt nach

den Gesetzen der menschlichen Natur nothwendig, wer wird behaupten wollen, die Griechen ausnahmsweise hätten steif und starr an der ältesten Form ihrer Religion festgehalten? Wer kann begreiflich machen, dass sie im Stande gewesen seien ein unwandelbares Naturgesetz umzustossen? Aber wenn dies selbst als möglich gedacht werden könnte, so müsste doch immer noch historisch bewiesen werden, dass es auch wirklich stattgefunden habe: allein die Wirklichkeit ist ebenso unerweisbar als die Möglichkeit.

Die Geschichte hat es nicht mit dem allgemein Menschlichen als ihrem Object zu thun, sondern mit dem Besondern des Menschen, es mag nun Entwicklungsgang, Zeitgeist, Nationalität oder Individualität benannt sein. Jenes, weil es überall gleich und zu allen Zeiten unveränderlich ist, kann keine Geschichte haben. Dieses, weil es überall ungleich und zu allen Zeiten verändert ist, hat nothwendig eine Geschichte. Die Mythologie ist Geschichte der Religion. Ihr Gegenstand ist daher das Accidentielle, nicht aber das Substantielle. Können wir also hier nur von dem griechischen Volksglauben reden, nicht inwiefern das Wesen aller Religion in ihm sich ausspricht, sondern inwiefern dieses Wesen durch Einkleidung dem Verstande des Einzelnen fasslich erschien, so möchte es gewiss sein, nicht nur dass die Mythologie des griechischen Volkes eine andere ist als die Mythologie anderer Völker, son-

dern auch dass sie in den verschiedenen Epochen des Volks ein verschiedenes Gepräge an sich trägt. Gehen wir mit dieser Vorstellung an die Prüfung der Quellen und untersuchen, ob sich *a posteriori* bestätige, was *a priori* construirt worden, so dünkt mich heben sich die meisten Schwierigkeiten von selbst, die uns früher als kaum lösbar erschienen. Denn nunmehr wird es auch einer oberflächlichen Beobachtung nicht entgehen können, dass die grösste Anzahl der Widersprüche in der Mythologie nicht dadurch entstanden ist, dass die Schriftsteller ein und desselben Zeitalters von einander abweichen, sondern dadurch dass die verschiedenen Zeitaltern angehörigen Schriftsteller in Opposition gegen einander treten. Man mache den Versuch und halte einmal den Homer und den Diodor zusammen. Behauptet man nun, Diodor enthalte nicht weniger die ältesten Vorstellungen als Homer, so ist nicht abzusehen, auf welchem Wege man aus dem Labyrinth der auffallendsten Widersprüche sich retten könne. Gibt man aber zu, Homer trage die Ansichten seines Zeitalters vor, und Diodor, oder ein ähnlicher, sage aus, was wiederum seine Zeitgenossen für alt gehalten haben: so findet sich kein Widerspruch zwischen beiden Schriftstellern. Denn es wird von selbst einleuchten, dass was die spätern Schriftsteller melden, zwar altgeglaubte, aber darum noch nicht alte, sondern meistentheils neue Vorstellungen sind.

Aber, wird man einwenden, die spätern Griechen schon von Hesiod an sprechen von ihren Vorstellungen nie wie von umgebildeten, sondern stets wie von alten und ursprünglichen. Eine Erscheinung die nicht abgeleugnet werden kann, aber auch keineswegs als ein Beweis gegen das bisher Vorgebrachte, sondern genau erwogen eher als ein Beweis für dasselbe auftritt. Wenn jemand Neuerungen in der Religion zu bewerkstelligen und ihnen Dauer für die Zukunft zu geben gedenkt, so würde er schlecht für seinen Zweck sorgen, wenn er die Neuerungen als solche bekennte. Umgekehrt verfährt er. Was besteht und wirklich alt ist, erklärt er für Neuerung, für einen gesunkenen Zustand aus einem ältern und bessern, und seine Erfindungen gibt er für eine Wiederherstellung des Alten, also für alt aus. Wem diese Behauptung gewagt erscheint, der sehe sich in der Geschichte um. Als Gregor VII den Caelibat der Geistlichkeit aufdrang, berief er sich nicht kühnlich auf die Bibel? Gab er nicht die bestandene, alte Priesterehe für eine tadelnswerthe Neuerung aus, und priess die Neuerung als den Urzustand christlicher Priester? Als die Päpste zu geistlicher Herrschaft die weltliche fügten, provocirten sie nicht auf den heiligen Petrus, den angeblich ältesten Papst der Christenheit? Als die Wiedertäufer ihr Wesen trieben, wovon sprachen sie, von einem neu eingeführten Irrwahn ihrer er-

hitzten Phantasie, oder von Wiederherstellung des Urchristenthums? Wem fallen hier nicht alle religiösen Schwärmer alter, neuer und neuester Zeit ein, die ihre Einbildungen gutmüthigerweise verwechselten mit der Wahrheit der ursprünglichen Religion? Wenn wir bedenken, was allein Priesterklugheit und fromme Schwärmerei am alten griechischen Volksglauben geändert haben können, wodurch Umbildungen für uralte Dogmen ausgegeben wurden, so wird die Verwunderung darüber, dass man Altes und Neues so stark verwechselte, schon grossentheils schwinden. Denn natürlich, sobald veränderte Vorstellungen einmal als alte sanctionirt worden waren, wurden sie von den Schriftstellern, die unsere Quellen sind, ebenfalls als alter Glaube der Mit- und Nachwelt überliefert. Doch nicht blos Gewandtheit der Priester und gutgemeinte Schwärmerei haben mannichfach zur Umgestaltung des alten Glaubens beigetragen, es wirkte hierzu, wie schon oben bemerkt worden ist, in noch höherm Grade der Fort- oder Rückschritt der griechischen Cultur überhaupt. Die beschränkten Vorstellungen der alten Zeit passten nicht mehr zu dem Geist der Gegenwart. Unvermerkt schwanden sie, und andere, zeitgemässe traten an ihre Stelle. Da aber eine Evolution, keine Revolution, vor sich geht, da die Weiterbildung nur allmälig und stufenweise erfolgt, so wird auf das was alt und was neu sei, nicht weiter

geachtet, und Altes mit Neuem in eine Linie gestellt. Wobei jedoch zu bemerken ist, dass bei der bekannten Akrisie der griechischen Schriftsteller im Allgemeinen doch einige der spätern sich finden, die im Einzelnen Altes und Neues zu unterscheiden wissen; nur dass diese glückliche Kritik nie über das ganze Gebiet der Religionsgeschichte sich verbreitete und daher ohne bedeutenden Einfluss bleiben musste.

Mithin bin ich der Meinung, es sei nichts verderblicher für die mythologische Wissenschaft, als allen Quellen der Mythologie eine gleiche Auctorität für jedes Zeitalter des religiösen Glaubens und namentlich für das älteste beizulegen; es sei nichts irriger, als die Ueberlieferungen der spätern Schriftsteller für alte Tradition anzusehen, es sei nichts unrichtiger, als die Annahme, dass der Volksglaube in seiner Gestaltung stets unverändert geblieben sei. Vielmehr sind die Quellen von sehr verschiedenem Range, die Erzählungen der spätern Schriftsteller enthalten die Vorstellungen ihrer Zeitgenossen, in denen alte und neue Mythen gemischt sind, und die Ausbildung der Mythologie war in den verschiedenen Zeitepochen sehr verschieden.

Eine echte Kritik der Quellen hat also zunächst das Zeitalter der einzelnen Schriftsteller zu berücksichtigen und zu unterscheiden. Hat sie die Masse des zu verarbeitenden Stoffes auf diese Weise geordnet, dass zusammengestellt ist

was in ein Zeitalter gehört, und abgesondert was der Zeit nach getrennt ist, so wird sich bei näherer Betrachtung zeigen, dass diese Abtheilung keine blos äusserliche und willkürliche sei, sondern auf innern Unterschieden beruhe und durch den Geist der aus dem Stoffe redet, als eine wesentliche, mithin als eine nothwendige sich bewähre. Es wird in den Mythen ein und desselben Zeitraums ein und derselbe Charakter, in den Mythen verschiedener Zeiträume ein verschiedener Charakter hervortreten. Der Zeit nach naheliegende Abschnitte werden einen verwandten, sehr getrennt liegende einen sehr abweichenden Charakter offenbaren. Erwächst hieraus für einen besonnen Prüfenden allmälig die Ansicht, dass die Mythologie, um befriedigend dargestellt werden zu können, in gewisse feststehende Epochen abgetheilt werden müsse, mit denen keine Vermischung vorgenommen werden dürfe, so folgt von selbst, dass jeder Schriftsteller nur für diejenige Epoche als ganz gültige Quelle kann betrachtet werden, der er selbst angehört, und dass, wenn die Frage ist, wie war die Beschaffenheit des ältesten Volksglaubens, man nur den ältesten Quellen eine unbedingte Auctorität einräumen kann. Hiermit will ich nicht sagen, dass bei einer Untersuchung über die erste Epoche der Mythologie die spätern Schriftsteller ganz auszuschliessen seien, sondern ich meine, dass ihnen nur da eine Stimme zukommt, wo ältere

Quellen uns zufällig im Stich lassen, und die Supplemente mit dem Charakter der ältern Zeit nicht im Widerspruch sich befinden. Findet sich aber Widerspruch, da ist es besser eine Lücke in unserm historischen Wissen zu bekennen, als etwas offenbar Falsches zu adoptiren. Es werden indess auch Abweichungen bei den Schriftstellern ein und desselben Zeitalters angetroffen. Diese, weit entfernt den Gesammtcharakter der Epoche aufzuheben, dienen vielmehr dazu, ihn genauer zu bezeichnen, indem sie eine Menge von Einzelnheiten mit vieler Schärfe hervortreten lassen. Sie erklären sich häufig aus der Individualität der Schriftsteller selbst. Die Verschiedenheit der Mythen bei Aeschylus, Sophokles und Euripides entspringen, wie ich behaupten zu können glaube, lediglich aus der Verschiedenheit der Zwecke, welche diese drei Dichter verfolgten. Andere Verschiedenheiten erklären sich aus den Gattungen der Poesie, zu denen die einzelnen Dichter gehören. Der dramatische Dichter war veranlasst, die überlieferte Fabel anders zu fassen als der lyrische, dieser anders als der epische. Und wenn die Dichter schon unter sich zu Abweichungen sich bewogen fanden, so findet man es natürlich, dass sie in Einzelnheiten auch mit den Philosophen in Widerstreit gerathen sind. Daher wir bei den Philosophen manche Fabel anders gebildet finden wie bei den Dichtern. Geschichtschreiber, die entweder priester-

liche Weihen empfangen hatten, oder doch aus Tempellehren schöpften, besassen ebenfalls eine andere Ansicht von dem Volksglauben, nämlich die priesterlich-mysteriöse. Und da endlich auch die bildenden Künste mannichfach in das Gebiet der Religion und der Heroensage hineinstreiften, so sind auch durch sie manche Abänderungen und nicht ganz unbedeutende zu erläutern. Alles dies muss, wie ich glaube, sorgfältig erwogen werden, wollen wir nicht bei jedem Schritt, den wir auf diesem unwegsamen Gebiete versuchen, zu straucheln oder gar zu fallen in Gefahr gerathen.

Hat man auf die angegebene Weise die Quellen durchmustert und gesichtet, dass man eines richtigen Gebrauchs derselben gewiss sein kann, so werden sich die leitenden Ideen, nach denen die Bearbeitung durchzuführen ist, von selbst ergeben, indem nunmehr historische Data und Speculation über des menschlichen Geistes stufenweise Entwickelung aufs erfreulichste zusammentreffen. Ich will es versuchen mich hierüber in der Kürze, so vollständig als ich kann, auszusprechen.

II.

Allegorische Erklärung der Mythologie.

Es ist ein alter Streit, ob die älteste Fabellehre des griechischen Volks im wörtlichen oder versteckten Sinne zu verstehen sei. Die Vertheidiger der allegorischen Erklärung führen zwei Gründe für ihre Behauptung an: erstens die Unwahrscheinlichkeit, dass die Fabeln nichts als eine Erfindung müssiger Köpfe gewesen seien, zweitens die Leichtigkeit, womit diese Fabeln als kosmogonische Lehren vom Ursprung der Welt und dem Kampf der Elemente sich deuten lassen. Was nun den ersten Grund anlangt, so sieht jeder Unbefangene, dass er auf schwachen Füssen steht. Denn wenn man auch den allegorischen Sinn ableugnet, so wird noch nicht die Annahme nothwendig, die alten Fabeln seien das Product einer müssigen Phantasie; da sie, obschon keinen allegorischen, doch einen andern Sinn enthalten können und auch wirklich enthalten. Die Lehre des Christenthums ist gewiss nicht allegorischen Ursprungs, und doch nicht die Erfindung eines müssigen Kopfes. Keine einzige der uns bekannten Religionen der Welt ist hervorgegangen aus einem leeren Spiel der Einbildung, und dennoch ist erweislich keine einzige von allen Religionen allegorischen Ursprungs.

Mit dem zweiten Grund aber sieht es noch schlimmer aus. Die Deutungen, die man als so leicht und natürlich ausgibt, sind meist gezwungen, und dem grammatischen Sinn der ausgelegten Stellen zuwiderlaufend. Wörter werden mit Bedeutungen beschenkt, die sie nie gehabt haben, Zusätze sind nöthig, Ausstreichung ist unvermeidlich. Die Allegoriker müssen erst den versteckten Sinn in die Stellen hineintragen, ehe sie ihn herausnehmen können. Denn nur nach solcher Einhülfe bequemen sich Homer und Hesiod zu dem gewünschten Zeugniss, ohne Einhülfe ist ihnen jeder Gedanke an Philosophie fremd. Wendet man hiegegen ein, das Physische sei doch unleugbar ein Bestandtheil der griechischen Religion, so ist dies an sich richtig, aber der allegorischen Interpretation kann dieser Umstand nicht zu Gute kommen. Denn die Schlussfolge: weil sich ein physisches Element in der Mythologie findet, beruht das Ganze auf einer philosophischen Grundlage, ist übereilt, weil der Hinzutritt des Physischen auf andere Weise genügender sich erklären lässt.

Dass die Griechen die physische Natur in ihre Religion mit aufnahmen, fällt uns darum auf, weil wir uns in die griechische Volkseigenthümlichkeit nur mit Mühe rein hineindenken können; aus dieser aber erklärt sich die Erscheinung einzig und vollständig. Der Grieche kennt in seinen besten Epochen keine Sonderung von

Subject und Object, von Ideellem und Realem, von Empfundenem und Erscheinendem. Beides ist ihm nur in wechselseitiger Durchdringung, in der Einheit erfassbar und deutlich. Diese Eigenthümlichkeit, die einen Gegensatz mit der modernen Natur bezeichnet, spricht sich in allen Richtungen des griechischen Lebens aus: in der Poesie, in der Kunst, in der Philosophie, selbst in der Politik und daher auch in der Religion. Sollte der Grieche die in seine Brust gelegte Ahnung des Göttlichen zum Bewusstsein erheben, so war ihm ein reales Element nothwendig, in das er das ideelle Gefühl einkleidete. Dieses Element war die grosse Natur in allen ihren Aeusserungen. Unterlage, Träger, Folie des Göttlichen ist also das Physische im griechischen Volksglauben der ältesten Zeit, es ist das Material, durch welches das Göttliche versinnlicht und fasslich gemacht wird. Zwischen dem Ethischen und Physischen in der alten Mythologie können wir nun folgende Parallele ziehen. Das Ethische ist der Gehalt, das Physische der Stoff, ersteres ist der Zweck, letzteres ist das Mittel, ersteres ist der Kern, letzteres die Schale der ursprünglichen Religion. Denken wir uns eine Statue die den Anforderungen der Kunst Genüge leistet. In ihr werden sich Stoff und Idee aufs schönste durchdringen. Aber was wollte eigentlich der Künstler? Legte er die Idee in den Stoff, um den Stoff zu verherrlichen, oder

bediente er sich nicht vielmehr des Stoffes als eines blossen Mittels, um die Idee zu veranschaulichen? Und was wird ferner der Künstler von dem Betrachter verlangen? Etwa dass er die Idee übersehe, sie wohl gar leugne und den Stoff zum Gegenstand seiner Betrachtung mache? Schwerlich. Was liegt nun einem Mythologen ob? Etwa dass er den Gehalt der alten Religion vernachlässige, mit der Schale sich begnüge und diese seltsamerweise sogar für den Gehalt erkläre?

Die Gründe für die allegorische Interpretation zeigten sich nicht blos in ihrer Unzulänglichkeit, sie verwandelten sich sogar bei näherer Beleuchtung in Gegenbeweise. Reicht dies hin, um der allegorischen Interpretation ihr Ansehn zu rauben, so ist es eigentlich überflüssig noch anderer Gründe zu gedenken, aus denen sie gleicherweise zurückgewiesen werden muss. Um mich jedoch völlig gegen allen Schein von Absprecherei zu schützen, folge noch, was ferner sich sagen lässt gegen jene uralte Priesterphilosophie.

Philosophische Lehrsätze über Weltentstehung und Weltordnung sollen die Grundlage der ältesten griechischen Religion sein. Eine ähnliche Erscheinung findet sich in keiner Religion irgend eines uns bekannten Volkes; und wenn sie daher bei den Griechen Wirklichkeit hätte, so müssten besondere und einzige Anlässe in der griechischen Nationalität vorhanden sein, durch welche sie hervorgerufen worden wäre. Allein

davon zeigt sich nichts; und hieraus wird man schliessen können, bei den Griechen war ebenso wenig wie bei irgend einem andern Volke Philosophie die Grundlage der Religion. Dass der Nachweis besonderer Anlässe nöthig sei, um eine abnorme Behauptung als abnorme Erscheinung zu erweisen, scheinen die Allegoriker nicht zu glauben. Vielmehr gehen sie gleich davon als einem Grundsatz aus, was just des ausführlichsten Beweises bedarf.

Die alte Philosophie, lehren die Allegoriker weiter, ging später in religiösen Glauben über. Allein so wahr es ist, dass auch bei anderen Völkern zuweilen religiöser Glaube wurde, was ursprünglich Resultat philosophischer Speculation gewesen war, so ist diese Umwandlung doch nie Grundlage und Beginn, sondern Umgestaltung und Auflösung der Religion gewesen. Forschungen über die Entstehung der Welt, den Kampf der Elemente und sonstige kosmogonische Weisheit bieten ja nichts dem ethischen Bedürfniss des Menschen, und können daher unmöglich allein einen religiösen Glauben hervorbringen. In späteren Zeiten haben sie die Griechen in die Religion gemischt, aber dadurch eben den Glauben vernichtet und ihn theils in Philosophie verwandelt, theils in Mysticismus. Wenn es wahr ist, was mir wenigstens ausgemacht zu sein scheint, dass Religion überall aus dem ethischen Gefühl des Menschen, aus dem Bedürfniss zu verehren und anzubeten entspringt, so kann ich nicht

glauben, dass mit Philosophie über die Natur die Religion angehoben habe.

Wer die Götter und Heroen Griechenlands für nichts ansieht als personificirte Naturkräfte, leugnet den ethischen Gehalt des Volksglaubens und macht die ältesten Griechen zu Atheisten. Allein der Atheismus ist eine seltene Erscheinung und zeigt sich nur bei Individuen in Folge einer einseitigen, unreifen Verstandescultur: niemals tritt er bei ganzen Völkern hervor und am wenigsten in der frühesten Epoche eines Volkslebens. Hiernach erweist sich die allegorische Interpretation als im Widerspruch mit der allgemeinen Weltordnung befindlich.

Der allegorisirende Mytholog sieht sich genöthigt, um seine Ansicht zu verfechten, eine vorgeschrittene Geistescultur in die Anfänge der Geschichte zu verlegen und diese Cultur in späteren Zeitaltern verschwinden zu lassen. Aber sowohl alle unsere echten historischen Nachrichten als auch die Betrachtung des Individuums und unser eigenes Nachdenken lehren im Einklang, die geistige Kraft sei nicht diejenige welche in Urzuständen sichtbar hervortrete, sondern sie entwickele sich erst allmälig und vervollkommne sich langsam in späteren Epochen. Mithin geräth der allegorische Ausleger wiederum und zwar auf doppelte Weise mit der Natur in Widerstreit, indem was sie als ersten Zustand festsetzte, er zum zweiten macht, und was sie

als zweiten anordnete, er zum ersten erhebt. Nichts hilft uns hier die Annahme, der Priesterstand habe einer höhern Cultur sich erfreut als das Volk. Wenn die Priester nicht unmittelbare höhere Inspiration nachweisen können, so ist nicht abzusehen, woher sie in den ältesten Zeiten, von denen wir sprechen, Geistesbildung genommen haben können.

Worauf gründet sich also eigentlich das sinnbildliche Mythologisiren? Führt etwa irgend ein Schriftsteller des Alterthums haltbare Beweise für die Behauptung an, dass unter den Mythen Homers und Hesiods verschleierte Weisheit verborgen liege? Nein, nicht ein einziger. Sondern die Philosophen und Mystiker haben zuerst, blosser Einbildung vertrauend, diese Ansicht ausgesprochen, und viele der Neuern sind ihnen hierin gefolgt. Wenn ich mithin der Meinung bin, die allegorische Interpretation der ältesten Mythologie sei unhaltbar, man möge sie von einer Seite betrachten von welcher man wolle, sie verdecke den eigentlichen Gehalt des Gegenstandes und ergreife statt dessen die Schale, so glaube ich mich durch das Obige gerechtfertigt zu haben.

III.

Ableitung der griechischen Religion aus dem Orient.

Eine andere Streitfrage, die hier nicht umgangen werden kann, ist folgende: kam die älteste Religion der Griechen aus dem Orient auf einem gewöhnlichen Wege historischer Ueberlieferung, oder wurde sie durch das griechische Volk selbst hervorgebildet? Wer das Eine oder das Andere behauptet, muss entweder historische oder rationelle Gründe, oder auch historische und rationelle Gründe zugleich anführen können. Prüfen wir in der Kürze, ob die für die Ableitung vorgebrachten Argumente Stich halten.

Dass Mittelasien oder Aegypten die Heimath der griechischen Religion sei, kann durch historische Beweise nicht erhärtet werden. Denn wenn auch ein Theil der späteren Schriftsteller der Griechen selbst dieser Ansicht huldigt, und Herodot Aegypten für das Vaterland erklärt, so ist doch erstens gegen sie das Ansehn der ältesten Schriftsteller überwiegend, die nicht nur nichts von einer Abstammung aus Barbarländern wissen, sondern auf das bestimmteste von dem griechischen Ursprung der Religion reden; und zweitens erklärt es sich aus den veränderten Zeitverhältnissen genügend, wie die spätern Schrift-

steller zu ihrer irrigen Ansicht gelangten. Hierüber wird unten ausführlicher gesprochen werden. Nimmermehr aber kann es ein richtiges Verfahren sein, wenn man die späteren Schriftsteller, deren Irrthümer erweislich sind, höher anschlägt als die ältern, die noch aus ungetrübten Quellen zu schöpfen vermochten, dem Ursprung der Sache selbst näher standen und durch nichts verleitet werden konnten, von der Wahrheit abzulenken.

Innere Beweise für jene Ableitung sind ebenso wenig vorhanden als historische. Zwar stimmt die griechische Religion in gewissen Grundideen mit den orientalischen Religionen zusammen. Allein wer sieht nicht, dass diese Zusammenstimmung sehr gut aus der ursprünglichen, geistigen Verwandtschaft aller Völker sich erklären lasse, und daher eine äusserliche Ableitung gar nicht nöthig werde? Voreilig ist gewiss der Schluss, dass, wo sich einige Aehnlichkeit der Sitten, der Institute, der religiösen Ideen findet, das eine Volk sie von dem andern angenommen haben müsse, als wenn nicht ähnliche Bedingungen ähnliche Erscheinungen unabhängig von einander hervorriefen! Auch ist die Aehnlichkeit des ältesten griechischen Volksglaubens mit den barbarischen Religionen äusserst gering, die Unähnlichkeit dagegen ungemein gross und durchaus vorherrschend. In späteren Epochen tritt das umgekehrte Verhältniss ein, aus Gründen die

unten angezeigt werden sollen. Wer das Gegentheil behauptet, bleibe nicht bei der Behauptung stehen, sondern gebe den Beweis und zwar aus unverdächtigen, alten Denkmälern der Geschichte.

Am unhaltbarsten ist aber derjenige Grund für den orientalischen Ursprung, auf den man sich am meisten verlassen zu können vorgibt. Man hat sich in neuester Zeit vielfach bemüht durch Etymologisiren eine historische Verwandtschaft der griechischen Sprache mit den asiatischen nachzuweisen. Hätte man sich bei den etymologischen Untersuchungen in den gehörigen Schranken zu halten gewusst, so würde man gefunden haben, was freilich ohnedies bekannt war, dass die Sprachen als Producte des Geistes und seiner Thätigkeit eine innere Verwandtschaft besitzen und in gewissen Wurzeln und Naturlauten übereinstimmen. Man würde gefunden haben, dass diese Verwandtschaft auf demselben Grunde beruht, auf welchem die geistige Verwandtschaft der einzelnen Völker überhaupt, und dass sie also zu einer äusserlichen Ableitung nicht berechtige. Aber da man die Vergleichung der Sprachen nicht zu dem Zweck anstellte, um durch sie irgend eine Wahrheit, die man vielleicht noch nicht kenne, erst zu entdecken, sondern um eine vorgefasste Meinung, eine *a priori* creirte Wahrheit, wenn nicht wirklich, doch scheinbar zu begründen, so schweifte man bald, um die vermeinte historische Abstammung der griechischen

Sprache und mit ihr auch der Religion zu beweisen, über alle Grenzen des Geziemenden hinaus und förderte Etymologien zu Tage, die alle Gesetze der Sprachkritik über den Haufen werfen. Ob denn wohl diejenigen denen die Ableitung des Griechischen aus dem Semitischen so schnell von der Hand geht, des Griechischen und Semitischen in dem Grade kundig sind, um dergleichen Machinationen ganz ohne den Schein der Anmassung und des Dünkels vornehmen zu dürfen? Ein bescheidener Zweifel möchte hier Entschuldigung finden.

Für die Ableitung der ältesten griechischen Religion aus dem Orient und Aegypten findet sich kein haltbarer Beweis. Wohl aber finden sich haltbare Beweise gegen die Ableitung. Erstens, würde das Andenken an die ursprüngliche Heimath schon in der ältesten Zeit nicht so gänzlich verwischt gewesen sein, dass sich in den ältesten Schriftstellern auch nicht eine Spur davon finden sollte. Zweitens, wie sonderbar doch wäre die Erscheinung, dass Homer und Hesiod nichts wissen von dieser Ueberlieferung, und dennoch hätte sich ihr Andenken bis ins Zeitalter Herodots, ja noch viel späterer Schriftsteller erhalten! Drittens, wie wenig stimmt die beschränkte Erdkunde Homers, seine Vorstellung vom Schattenreich, seine gesammte Götterlehre zu einer Ableitung aus Indien oder Aegypten und den dort heimischen mysteriösen Culten

und angeblich tiefen Wissenschaften! Hierüber ausführlich zu sein ist unnöthig, da erst neulich Voſs in der Antisymbolik (Zweites Stück S. 168 flg.) diesen Gegenstand mit Evidenz auseinandergesetzt hat.

Wenn aber durchaus die homerischen Götter Einwanderer sein sollen, so muss die Frage aufgeworfen werden: welche Götter wurden von den Griechen verehrt, ehe die fremden sich eindrängten? Denn dass es einst eine Zeit gegeben habe, in der die Griechen gleich den Thieren gar keinen Gott über sich erkannt hätten, wird wohl Niemand behaupten wollen. Den Griechen die Bildung einer eigenen Religion absprechen, heisst ihnen zugleich die Fähigkeit einer solchen Bildung absprechen. Denn besassen sie die Fähigkeit, so machten sie gewiss auch von ihr Gebrauch gleich den übrigen Völkern. Wer kann nun wohl begreiflich machen und wer beweisen, dass das geistreichste und genialste aller Völker in dem just, was des Menschen höchstes Interesse betrifft, so stiefmütterlich von der Natur begabt worden sei, dass es sich genöthigt gesehen habe von fremden Völkern Hülfe und Beistand zu erflehen, von Völkern die ihm sonst in nichts gleichstanden, die es vielmehr in jeder Hinsicht unter sich erblickte? Wer den Griechen die Fähigkeit, selbständig eine Religion zu schaffen, abspricht, erlaubt sich die Annahme einer Lücke in der Organisation des griechischen Geistes,

wodurch er sich von dem Verständniss des griechischen Lebens selbst ausschliesst.

Was die Mystiker unserer Zeit so sehr nöthigt, die griechische Religion als einen Nebenspross des orientalischen Glaubens ungeachtet aller historischen und rationellen Gegengründe auszugeben, ist, wenn ich nicht irre, die misverstandene Einheitsidee. Weil zuletzt doch alles eins ist; so folgern sie, dass auch der griechische Volksglaube in Oberasien wurzele. Allein hierbei übersehen sie, dass Einheit und Einerleiheit zwei verschiedene Dinge sind. Indem sie eine Einheit wollen, verwechseln sie dieselbe mit der Einerleiheit und greifen nach dieser, die sich nicht nur nirgends historisch nachweisen lässt, sondern auch nicht einmal als mit der Organisation des Menschen verträglich gedacht werden kann.

Einheit ist Uebereinstimmung im Substantiellen, im Allgemeinen: Einerleiheit ist Uebereinstimmung im Accidentiellen, im Besondern. Erstere kann sehr gut stattfinden ohne letztere, und genau genommen findet sie in allen echten Zuständen ohne letztere statt. Betrachten wir nur die verschiedenen Völker, auch einzelne Individuen, die erweislich nicht von einander abstammen, in ihren Bestrebungen und Geistesrichtungen. Gewisse Grundansichten und Ueberzeugungen sind ihnen gemein, daher ist Einheit unter ihnen vorhanden: in der Ausbildung dieser Grundansichten, in den aus ih-

nen gezogenen Folgerungen und den einzelnen Handlungsweisen sind sie abweichend von einander, daher existirt keine Einerleiheit unter ihnen. Und dies ist ein sehr naturgemässer Zustand: denn durch die Einerleiheit wird das Individuelle ebenso erdrückt, wie durch die Einheit gehoben. Ohne Individuelles ist aber das Bestehen des Menschen unmöglich. Sobald sich die Menschen über den Unterschied von Einheit und Einerleiheit verblenden und eine Einheit erst dann begründen zu können glauben, wenn sie eine Einerleiheit erzwingen, entspringt für sie selbst hieraus aller Nachtheil. Nichts anderes als diese schädliche Verwechselung hat Glaubensverfolgung und Religionskriege herbeigeführt, nichts anderes als sie erbittert noch heute die Gemüther zu heimlichem Hass. Jene mystischen Mythologen sind in dem Wahn, dass sie nur dann von einer Einheit aller Religionen reden zu können glauben, wenn sie eine Einerleiheit derselben nachgewiesen haben. Letzteres wird ihnen nie gelingen, weil es in der Unmöglichkeit beruht. Aber eine Einheit, einen innern Zusammenhang aller Religionen bin ich einerseits ebensoweit entfernt abzuleugnen, als ich andrerseits eine Einerleiheit derselben je als gedenkbar zugeben werde.

Ist bewiesen, Griechenland empfing seine Religion weder aus Asien noch aus Aegypten, so muss es selbst sie erzeugt haben, da ein Drittes

nicht angenommen werden kann. Für diese Annahme sprechen auch alle nur möglichen Gründe. Die ältesten Schriftsteller führen die einzelnen Gottheiten ausdrücklich als einheimische auf, indem sie einem jeden der Hauptgötter ein bestimmtes Heimathsland anweisen. Die Abweichungen der ältesten griechischen Götterlehre von der Religion der östlichen und südlichen Barbaren sind so auffallend, dass sie den Gedanken an eine geschichtliche Ableitung verbieten. Der griechische Geist war so reich begabt, dass er in jeder Richtung schöpferisch sich hervorthat: mithin erschuf er auch aus sich selbst einen ihm zusagenden religiösen Glauben. Alle Vermischung des Fremden und Einheimischen fällt in eine spätere, nicht in die älteste Zeit. Später beginnt auch eine grössere Aehnlichkeit der Religionen, nicht blos in Rücksicht gewisser Grundideen, sondern auch einzelner Dogmen, in Hinsicht des Ritus und des Cultus überhaupt.

Fürchtete ich nicht zu weitläufig zu werden über einen Gegenstand der an sich schon einleuchtend ist, so könnte ich noch manches gegen die Ableitung aus Barbarländern und für den griechischen Ursprung der griechischen Religion sagen. Aber das Vorgebrachte scheint genügend, und darum ist es unnöthig noch mehr Worte zu verlieren.

IV.

Bildung des griechischen Polytheismus.

Nachdem im Obigen die irrigen Meinungen über das Wesen und den Ursprung des Volksglaubens beseitigt worden, gehört hierher eine Erörterung, ohne welche, wie ich glaube, der Gegenstand selbst nie völlig aufgeklärt werden kann. Es ist nichts gewöhnlicher als die Erscheinung, dass der religiöse Glaube eines Volks zur Form des Göttlichen den Polytheismus wähle und ihn erst später oder nie mit dem Monotheismus vertausche. Da es nun scheint, als werde überall in den Anfängen der uns bekannten Geschichte ein Polytheismus angetroffen und habe sich erst aus diesem ein Monotheismus gebildet, so sind wir schnell zu der Annahme bereit, der Polytheismus sei überhaupt diejenige Form des Göttlichen, die einem noch auf niederer Culturstufe befindlichen Geschlecht allein zusage. Für diese Annahme lässt sich allerdings allerlei vorbringen. Die einzelnen Eigenschaften des Göttlichen in der Einheit zusammenzufassen und zu begreifen, sie als Eigenschaften zu erkennen und von ihnen auf das Wesen dem sie angehören zu schliessen, geht über die Kräfte des noch wenig geübten, noch nicht völlig ausgebildeten Geistes. Er bleibt vielmehr bei den einzelnen Aeus-

serungen des Göttlichen stehen, ohne nach ihrem Zusammenhange zu fragen, verwechselt Eigenschaft und Wesen und gelangt daher zu dem Glauben, dass es ebensoviele Götter gäbe, als er Aeusserungen des Göttlichen gewahrt. Dies aber ist Polytheismus, indem sein Charakter in einer Zersplitterung der Gottheit in die einzelnen Eigenschaften derselben sich manifestirt. Indess so scheinbar diese Erklärung und die aus der Geschichte genommenen Beweise sein mögen, so kann ein gründlicheres Nachdenken und eine genauere Beobachtung nicht dabei sich begnügen. Denn wie sich bald zeigen wird, die Entstehung und die Fortdauer des Polytheismus ist wohl durch sie erhärtet, aber nicht die Annahme, dass der Polytheismus die älteste Form des Göttlichen gewesen sei.

Die verschiedenen Stämme grosser Nationen haben in den frühesten Zeiten nicht in dem genauen, bürgerlichen und politischen Verbande gelebt, worin wir sie später erblicken. Im Gegentheil war jegliches Leben der Vorzeit ein streng isolirtes, nach innen gerichtetes, ohne Verknüpfungen und einflussreiche Berührungen mit der Aussenwelt. Dies ist der Charakter des patriarchalischen Lebens, mit dem alle Geschichte beginnt. Halten wir mit ihm den Polytheismus zusammen, so findet sich zwischen beiden ein Widerspruch. Denn der Charakter des Polytheismus ist nicht Einfachheit, sondern Vielheit;

nicht Isolirung, sondern Verbreitung Jeder Polytheismus besteht aus verschiedenartigen, complicirten Bestandtheilen, die in ein Ganzes vereinigt sind mit Ausscheidung alles Differenten und Störenden. Kurz, Polytheismus kann ohne eine künstliche Anordnung, ohne Rubricirung und System nicht bestehen. Denn wäre nicht jedem Gott ein bestimmter Platz und Rang angewiesen, gäb' es nicht ein Oben, ein Unten und eine Mitte, also Unterordnung und Classification nach allen Seiten hin, so müssten die Götter alle als gleich gross, mächtig und vermögend gedacht werden. Hierdurch aber würde der Polytheismus aufgehoben sein, indem nun alle Götter nur Ein Gott wären, der verschiedene Namen hätte. Anders also ist der Charakter des Polytheismus, anders der Charakter der Urwelt. Da jedoch die Religion abhängig ist von der jedesmaligen Beschaffenheit des Volks, indem ja das Volk die Religion erschafft, so kann unmöglich die Religion einen andern Charakter haben, als das Volk besitzt dem sie angehört. Mithin kann nie Polytheismus in dem patriarchalischen Zustande des Lebens erzeugt werden.

Andre Betrachtungen widersprechen auf gleiche Weise dem Polytheismus als erster Form des Göttlichen. Ein Volksstamm der ein Binnenland bewohnt, kann nicht füglich zur Vorstellung eines meerbeherrschenden Gottes gelangen. Ein Volksstamm auf hohen Gebirgen lebend, wird

sich schwerlich eine Gottheit bilden, die den fetten Fluren des ebenen Landes Segen und Gedeihen verleiht. Wiederum wird ein Küsten bewohnender Stamm, in dessen Nähe kein bedeutendes Gebirge sich findet, kaum auf den Gedanken gerathen, der Gottheit Donner und Blitz, und jegliches Kolossale der Lufterscheinungen als Attribut beizulegen.

Wenn es allerdings richtig ist, dass der unausgebildete Verstand Aeusserungen des Göttlichen zu Göttern stempelt, so ist zugleich mit zugestanden, dass die Aeusserungen der Bildung der einzelnen Gottheiten vorangehen müssen, und dass es keine Götter geben könne, zu deren Gestaltung kein Anlass gewesen sei. Nun gewahrt das patriarchalische Leben eines Urgeschlechts nur wenige Aeusserungen des Göttlichen und selten mehr als eine, die bedeutend genug wäre, um als Anlass zur Bildung eines Gottes zu dienen. Dagegen setzt der Polytheismus, da er eine Vielheit von Gottheiten offenbart, auch eine Menge bedeutender Aeusserungen und Anlässe voraus, welche Menge wieder im Widerspruch steht mit des ursprünglichen Lebens Einfachheit und Beschränktheit.

Hiernach zeigt es sich jetzt, dass was oben für den Polytheismus als erste Gestalt der Religion gesagt wurde, nichts beweist. Denn obschon die gewahrten Eigenschaften der Gottheit den Polytheismus begründen, so kann er doch

nicht in Urzuständen sich gestalten, weil in diesen die Eigenschaften der Gottheit noch nicht in der erforderlichen Mehrheit wahrgenommen werden; und dann nur der Polytheismus zu entstehen vermag, wenn dies geschieht.

Der Gang der Weltgeschichte und eigenes Nachdenken lehren, dass alles was das Product geistiger Kraft und Thätigkeit ist, die Einkleidung des Göttlichen aber in eine bestimmte Form ist ein Product des Geistes, von einem einfachen, unvollkommenen Zustande anhub, langsam in die Breite sich entwickelte und erst später zu einem Grad von Abgeschlossenheit und Vollendung gedieh. Dies angewandt auf die Form, unter der sich ein Autochthonengeschlecht das Göttliche zu denken vermag, zeigt sich abermals, dass nicht der ein wenigstens um einige Grade vorgerücktes Leben voraussetzende Polytheismus die sich zunächst ergebende Form für das Göttliche sein möge.

Was endlich den historischen Beweis für des Polytheismus ursprüngliche Existenz anlangt, so verschwindet er bei näherer Betrachtung und verwandelt sich zum Theil sogar in einen Gegenbeweis. Wenn wir uns ernstlich fragen, wieviel wir denn eigentlich von dem Alter und der Entstehung des indischen, persischen und ägyptischen Polytheismus wissen, so müssen wir aufrichtig gestehen, dass dies nicht viel mehr ist, als was wir uns einbilden davon zu wissen, und

was wir auf Treu' und Glauben von jungen Schriftstellern angenommen haben, die auch nicht aus den reinsten Quellen schöpften. Wenn erst einmal Männer von historischem Forschungsgeist beseelt und mit dem erforderlichen Scharfsinn ausgerüstet den indischen, persischen und ägyptischen Alterthümern eine angestrengte und vorurtheilsfreie Aufmerksamkeit werden geschenkt haben, wenn einst wird ermittelt sein, was in den Nachrichten echt und unecht, was vielleicht alt, was entschieden neu sei, dann wird sich die hier aufgeworfene Frage befriedigend beantworten lassen. Gegenwärtig aber, wo dieser Theil der Geschichte noch nicht genügend bearbeitet ist, muss jeder aus ihm gezogene Beweis für des Polytheismus höchstes Alterthum abgelehnt werden. Ebendies gilt auch von dem germanischen Polytheismus. Die Nachrichten, die wir durch die Römer empfangen haben, sind fragmentarisch und durch römische Auffassung verfälscht. Die uns aber unmittelbar zugekommenen Ueberlieferungen sind alle aus so später Zeit, dass sie unmöglich als unverfälschte Zeugnisse der Urzeit betrachtet werden können. Auch dieses Fach der Geschichte bedarf noch einer neuen kritischen Untersuchung. Von altrömischer Mythologie endlich kann für uns nicht die Rede sein, da sich wie bekannt aus der ältesten Geschichte der Römer sehr getrübte Ueberlieferungen erhalten haben. Sichere Ueberlieferungen der Vorzeit sind

uns nur von zwei Völkern zugekommen, und diese zeigen keinen Polytheismus in den Anfängen des Volkslebens, sondern einen Monotheismus. Die beiden Völker sind die Hebräer und die Griechen. Von den erstern wird es Niemand leugnen, dass der Monotheismus ihre älteste Form des Göttlichen war, und von den letztern lässt sich ein Gleiches beweisen.

Die homerischen Gedichte sind die ältesten Urkunden des griechischen Volksglaubens und auch die allein gültigen, wenn von der frühesten Gestaltung des Göttlichen, d. h. von der Art und Weise, wie der Polytheismus sich bildete, bei den Griechen die Rede ist. Es findet sich nur zwar auch in ihnen bereits ein Polytheismus, aber er ist noch nicht völlig vollendet und zeigt deutliche Spuren seiner Entstehung, d. h. eines ihm vorangegangenen Monotheismus der Volksstämme. Dass der im Homer sich kundgebende Polytheismus noch nicht ganz in sich abgeschlossen sei, dass er noch Lücken im Einzelnen enthalte, weiss wer vertraut ist mit der homerischen Mythologie, und wer sie verglichen hat mit dem völlig abgerundeten Göttersystem des spätern Hesiod. Schon die erwähnten Lücken allein lassen auf eine frühere Form des Göttlichen schliessen, die in die jüngere aufgelöst worden sei. Ueber sie zwar hilft man sich gewöhnlich hinweg dadurch, dass man aus spätern Schriftstellern den Homer ergänzt, und

das Stillschweigen des Dichters damit entschuldigt, dass man sagt, er habe eben nicht Anlass gefunden, des in Frage stehenden Umstandes zu gedenken. Bei unbedeutenden Momenten der Heroenfabel reicht man mit diesem Verfahren zuweilen aus, bei bedeutendern der Götterfabel ist dieses Verfahren stets unzulänglich, indem dergleichen wichtige Dinge in die Erzählung zu verflechten, der Dichter nicht blos Anlass genug hatte, sondern ihn auch gewiss benutzt haben würde, da die Verflechtung der Darstellung nur Gewinn, nicht Nachtheil bringen konnte. Wie leicht liesse sich selbst der crasseste Mysticismus in den Homer einschwärzen, dürfte man zur Beschönigung nur sagen, der Dichter wusste wohl um die Sache, er fand jedoch nicht Gelegenheit, sie zu berühren. Nein, ehe das Geringste dem homerischen Zeitalter vindicirt werden darf, was nicht im Homer steht, oder aus anderweitigen homerischen Angaben mathematisch sich folgern lässt, muss nicht blos bewiesen werden, der Dichter hatte wirklich nicht Anlass, des Umstandes zu gedenken, ein Beweis der schwieriger zu führen ist, als viele sich einbilden, sondern auch gezeigt werden, dass das Hinzutretende dem Charakter der homerischen Mythologie in nichts widerspreche. Freilich um dies zu zeigen ist erforderlich, dass man sich mit dem Charakter der homerischen Mythologie bekannt gemacht habe, und wie wenige sind un-

ter denjenigen, die heutzutage dickleibige mythologische Bücher in die Welt schicken, welche dies mit gutem Gewissen von sich behaupten können!

Mit den Lücken des homerischen Volksglaubens sind nicht die Widersprüche in der Mythologie zu vergleichen, die sich im Zeitalter der Tragiker und später in immer grösserer Anzahl finden. Letztere erzeugten sich aus Mischung griechischer und barbarischer Religion, aus Neuerungen der Philosophen, Priester, Dichter und Künstler. Daher sie die theilweise Auflösung des Polytheismus offenbaren, wie jene seine Entstehung.

Was jedoch mehr beweist für einen alten Monotheismus der Volksstämme als die Lücken, sind eine Anzahl bestimmter Angaben und deutlicher Hinweisungen, welcher Landschaft und welchem Stamme griechischer Nation eine jede der Hauptgottheiten ursprünglich angehöre. Was nämlich der Dichter von den Heimaths- und Lieblingsländern der Götter, ihren Beinamen, ihrem individuellen Charakter, ihren Beschäftigungen, ihrer Vorliebe für Troer oder Achäer erzählt, ist gewiss mehr als poetische Ausschmückung und beruht auf alter, geschichtlicher Ueberlieferung. Und in diesem Puncte fürchte ich nicht, Widerspruch zu erfahren. Denn die Meinung Herodots (II, 53): „Homer und Hesiod haben den Hellenen das Göttergeschlecht erfunden,

den Göttern die Beinamen gegeben, auch die Ehren und Künste vertheilt und ihre Gestalt bezeichnet;“ möchte schwerlich noch heute Anhänger finden.

Benutzt man die Angaben Homers, so wird es nicht schwer nachzuweisen, woher ein jeder der Hauptgötter ursprünglich stamme. Verwirft man sie, so bleiben eine Menge von Dingen unerklärlich. Zunächst sieht man nicht, wie die einzelnen Götter zu den besondern von Städten, Gebirgen, Flüssen und Ländern entlehnten Beinamen gekommen sind. Denn die etwaige, zuerst aufstossende Erklärung, die Götter hätten Beinamen der Art erhalten wegen besonderer Verehrung, die sie an diesem oder jenem der genannten Oerter empfingen, reicht nicht aus, weil man weiter fragt, warum sie denn gerade an diesem oder jenem Ort vorzugsweise verehrt wurden und nicht auch an einem andern? Ja wären alle Götter aus des gesammten Volkes religiösen Vorstellungen ursprünglich hervorgegangen, so könnte es gar keine Oerter geben, wo einzelne Gottheiten vor andern Verehrung genossen hätten, sondern alle Götter müssten an allen Orten auf gleiche Weise verehrt worden sein. Ganz sonderbar aber wäre es in diesem Falle von Homer, dem Dichter *qui nil molitur inepte*, sogar von bestimmten Heimathsländern der einzelnen Götter zu reden, da sie ja überall zu Hause sein müssten. Ferner bleibt ohne An-

nahme eines alten Monotheismus das Charakteristische unerklärlich. Nicht blos müsste es auffallen, dass dem einen Gott gerade dieser und einem andern Gott gerade jener Charakter übertragen worden sei, sondern noch weit mehr befremdete es, dass der Charakter der einzelnen Hauptgottheiten mit dem Charakter der einzelnen Hauptstämme genau zusammentrifft. Wenn Here die Stammeigenthümlichkeit der peloponnesischen Achäer an sich trägt, so erklärt man diese Erscheinung am einfachsten und wahrsten dadurch, dass sie Stammgöttin dieses Volkes gewesen ist. Wenn Apollon den Charakter der feinern und gebildetern Troer und Lykier offenbart, so ist es nicht wahrscheinlich, dass er ihn den rohern, halbbarbarischen Thrakern verdanke. Umgekehrt werden die Troer sich kaum einen Gott gebildet haben wie den Ares, diesen bluttriefenden Mauernzertrümmerer. Schwerlich gehört Hephästos, der Feuergott, anders wohin als nach Lemnus, dem einzigen vulkanischen Lande Griechenlands.

Selbst die spätere Götterlehre erhielt fortwährend das Andenken des alten Monotheismus, indem auch sie fast für jeden Gott ein Heimathsland aufzuweisen hat. Die Heimathsländer im spätern Volksglauben sind zum Theil dieselben, die schon Homer angibt, zum Theil neue, indem die veränderten Zeitinteressen zur Umbildung Anlass gaben.

Wenn ich also einen stammweisen Mono-

theismus in den Anfang der griechischen Mythologie stelle, so glaube ich mich gegen den Vorwurf der Voreiligkeit geschützt zu haben. Es bleibt noch übrig, indem ich den Ausdruck Monotheismus gebrauche, gegen einen Misverstand mich zu bewahren. Der älteste Monotheismus, von dem hier die Rede ist, hat mit dem spätern, der in den Philosophenschulen gebildet wurde, nicht viel mehr gemein als den Namen. Letzterer besteht bekanntlich in der Zurückführung aller vereinzelt sich offenbarenden Eigenschaften der Gottheit auf einen Urgrund, von dem Jegliches ausgeht und auf den Alles sich zurückbezieht. Sein Wesen ist die Erkenntniss einer höchsten Intelligenz, die an der Spitze der Weltordnung steht, einer Gottheit, die alles aus sich erschaffen hat und alles durch sich erhält. Dieser Monotheismus ist die Frucht der höchsten und schönsten Geistesentwickelung, er kann nur in den spätern, sehr gebildeten Epochen der Geschichte zur Erscheinung kommen, tritt aber dann auch als so feste, unerschütterliche Form des Göttlichen auf, dass ein Fortschritt in dieser Hinsicht nicht weiter möglich ist. Aber der Monotheismus des Urzustandes ist nicht das Product vollendeter Geistescultur, sondern vielmehr völliger Geistesbeschränktheit. Weil der noch kindliche Mensch nur erst Eine Aeusserung des Göttlichen mächtig fühlt, so kennt er auch nur Einen Gott. Seine Form des Göttlichen ist eine

Folge empirischer Erfahrung, nicht einer gesteigerten Verstandesthätigkeit. Er glaubt an Einen Gott, weil er zufällig nur Einen kennen gelernt hat; wird ihm ein zweiter, ein dritter verkündet, so wird er auch diese anerkennen und sie neben den ersten stellen. Daher der älteste Monotheismus sich stets und mit Leichtigkeit in den Polytheismus auflöst. Ja es ist unmöglich, dass er sich gegen den Polytheismus behaupten könne, sobald die Götter durch Berührungen der Stämme selbst, entweder im freundlichen oder feindlichen Sinne, in Verbindung treten. Denn da nun die einzelnen Völkerschaften mehrere Aeusserungen des Göttlichen kennen lernen, so müssten sie Geistesausbildung genug besitzen, in den Göttern nur Eigenschaften des einen Gottes zu gewahren, um am Monotheismus festhalten zu können. Da aber die Cultur des Geistes nur langsam und schrittweise vor sich geht, so können sie in so früher Zeit noch nicht die erforderliche Höhe des Reflexionsvermögens erreicht haben. Mithin ist die Entstehung des Polytheismus unvermeidlich. Dass der hebräische Monotheismus meist rein sich erhielt, liegt in der fortwährenden Isolirung des Volksstammes, in seinem Hass gegen das Fremde begründet. Sowie die Hebräer mit andern Völkern theilsweis in freundschaftliche Berührung kommen, artet ihr Monotheismus in Vielgötterei aus.

Dem Obigen zu Folge glaube ich mich nun

verständlich auszudrücken, wenn ich sage, der älteste Monotheismus ist Einzelnheit der Gottheit, der spätere Einheit derselben; ersterer ist Vorbereitung und Einleitung, letzterer Abschluss und Verbannung des Polytheismus. Es ist nun ferner das Verhältniss des Polytheismus zu beiden Gattungen des Monotheismus auseinanderzusetzen.

Solange der Mensch nur einen einzelnen Gott kennt und verehrt, wird das Streben die Einheit des Göttlichen zu erkennen, in ihm nicht rege werden: denn in dem einzelnen Gott besitzt er zugleich die Einheit Gottes, wiewohl unbewusst. Soll sie in ihm zum Bewusstsein gelangen, so kann es nur dadurch geschehen, dass zu dem einzelnen Gott noch andere hinzutreten und dadurch eine Vielheit entsteht. Denn letztere ist es allemal, die das angeborene Bedürfniss unseres Geistes nach Einheit weckt, die Idee einer Einheit unserer Vernunft klar macht und das Streben sie zu realisiren anregt. Ehe jedoch dies gelingt, ersteigen wir erst eine Vorstufe. Indem die Vielheit auf uns einwirkt, sucht der Verstand sie zu beherrschen und sich über sie zu erheben. Er ordnet daher und rubricirt das Einzelne so lange, bis er in der Vielheit eine Uebereinstimmung der Einzelnheiten, wie Theile zu einem Ganzen gewinnt. Denn durch systematische Verknüpfung vieler Einzelnheiten wird allemal ein Ganzes hervorgebracht.

Der Polytheismus, wie oben bemerkt wurde,

kann, weil er eine Vielheit des Göttlichen umfasst, ohne systematische Anordnung nicht bestehen. Die Wahrheit dieser Behauptung bestätigt sich schon durch die Mythologie Homers und Hesiods. Von den untersten Dämonen erhebt sich eine Stufenleiter göttlicher Wesen immer bedeutender und wachsend an Macht und Erhabenheit bis zu einem alles überragenden Gipfel, den der Vater der Götter und Menschen, der herrschende Zeus Kronion bildet. In ihm repräsentirt sich die Majestät der weltlenkenden Schicksalsmacht. Der Polytheismus ist also die nothwendige Vorstufe zur Erkenntniss der Einheit Gottes. Auf ihr angelangt ahnet der Mensch das noch Höhere, ohne es für den Augenblick erreichen zu können; aber wieweit er auch von ihm noch entfernt sein mag, doch hat er sich schon bedeutend erhoben über jenen ersten Zustand, der zwar den Keim des Herrlichsten in sich trug, aber bei noch gänzlich schlummernden Geisteskräften. Der Polytheismus nimmt mithin als die Vielheit des Göttlichen mit der Ahnung der Einheit, den Gesetzen der Vernunftentwicklung gemäss, ganz folgerecht seinen Platz zwischen dem ältern Monotheismus, der Einzelnheit des Göttlichen, oder der Einheit ohne Bewusstsein derselben, und dem spätern Monotheismus, der Erkenntniss der göttlichen Einheit. Dergestalt bestätigt sich aufs neue die durch alle Geschichte als wahr bewährte Be-

merkung, dass ein Volk, solange es in ungestörter Entwicklung noch nicht den Höhepunct möglicher Ausbildung erreicht hat, nie Rückschritte thut, sondern nur Fortschritte. Als unwahr aber erscheint die von vielen gehegte Meinung, das Menschengeschlecht habe sein Dasein mit einem ganz vollkommenen Zustande begonnen, sei aus ihm herabgesunken und strebe nach ihm zurück. Denn hiernach würde der Polytheismus für eine Gesunkenheit menschlicher Natur anzusehen sein, was weder durch rationelle Gründe noch durch historische sich beweisen lässt. Erkennte man die hebräische, philosophische Mythe vom Sündenfall für das, was sie ist, so würde man nicht eine so üble Anwendung von ihr machen.

Ich komme zu dem geschichtlichen Nachweis für den Uebergang des ersten Monotheismus in den Polytheismus bei den Griechen. Die Bedingung, unter der überhaupt eine Umgestaltung der Art erfolgen kann, ist schon oben ausgesprochen worden: sobald der Urzustand eines Volkes sich ändert durch erwachende und sich steigernde Geistesthätigkeit, durch Kriege und den Beginn des heroischen Zeitalters, erweitern sich auch die Begriffe vom Göttlichen. Dass Veränderung des ersten Zustandes bei den Griechen schon vor dem troischen Kriege eintrat, beweisen die homerischen Gedichte. Wir wissen aus ihnen, dass bereits vor dem genannten Zeitpunct ein reges Leben, vielfache Berührungen der ein-

zelnen Volksstämme im europäischen Griechenland stattfanden. Die vieljährigen Züge des Herakles, die beiden thebischen Kriege, die kalydonische Jagd, die Argofahrt und manches Andere geben die hinlänglichen Belege. Es wird hierdurch mehr als wahrscheinlich, dass die anfänglich isolirten Stammgötter damals auch zu allgemeiner Anerkennung und Verehrung gelangten. Wo man Herrschaft, Sitten und Gebräuche austauschte, da blieb die gegenseitige Mittheilung der Götter nicht aus. So begann in Europa der Polytheismus. Gleichen Beginn dürfen wir unter den noch enger verknüpften troischen Völkern voraussetzen, als der grosse Krieg ausbrach, ein Anlass ohne Gleichen zu wechselseitiger Annäherung und Bekanntwerdung auch der verschiedensten und entferntesten Volksstämme, sowie zu beschleunigter Ausbildung des Polytheismus. Der troische Krieg ist der Zeitmoment, da die früher vereinzelten griechischen Stammgötter alle zusammentreten, allgemeine Anerkennung erlangen und als neugeschaffene Nationalgötter in einen grossen Kreis auf die Höhen des Himmels, der den Erdkreis überwölbt, versammelt werden. Zwar sagt Voss (Myth. Br. I, S. 170), bis nach Hesiod sei unter dem Olymp als Göttersitz der thessalische Berg zu verstehen, allein eine Vergleichung aller Stellen bei Homer scheint mir zu beweisen, dass schon die homerischen Götter auf dem Himmelsgewölbe thronen. Wie aus

dem thessalischen Stammgott Zeus ein Nationalgott, ein Götterkönig und oberster Lenker menschlicher Schicksale geworden ist, so hat er auch seinen frühern Sitz, den thessalischen Berg, auf dem er einst allein residirte, vertauscht mit dem Himmelsgewölbe, auf dem jezt alle höhern Götter Paläste bewohnen. Der Namen, die Beinamen und mehrere Eigenschaften des alten Sitzes sind auf den neuen übergetragen, auf den sie ebenso gut passen wie auf jenen, aber der Sitz selbst ist verändert. Diese Behauptung werde ich in einer besondern Untersuchung über den Olymp zu begründen suchen. Die Götter wohnen nicht ferner, wie bisher, vereinzelt in Städten, Hainen, auf Gebirgen, in Flüssen und im Meer: wenigstens die Hauptgötter nicht. Die frühern Wohnsitze werden in Lieblingsorte verwandelt, wo der Gott in Mussestunden gern verweilt, wie Athene, als sie von Scheria nach Marathon und Athen geht, und Hephästos, als er zum Schein nach Lemnus wandelt; oder wohin er sich zurückzieht, wenn er die Gesellschaft der andern Götter zu vermeiden Ursach hat, wie Ares nach Thrake und Aphrodite nach Kypros flieht, um dem Gelächter der Götter nicht länger ausgesetzt zu bleiben. Fanden sich Götter, die in irgend einem Betracht etwas Verwandtes hatten, so wurden sie in Ein Wesen verschmolzen, und diesem alle diejenigen Attribute beigelegt, die früher getrennten Gottheiten ange-

hört hatten. Der Grieche ist überhaupt seiner Naturanlage gemäss weit geneigter, die Aehnlichkeiten, das Verwandte an den Dingen aufzufassen, als das Unähnliche und Differente. Dieses überdeckt er sehr gern und hält sich nur an Jenes. Daher dürfen wir uns nicht wundern, dass der olympische Donnergott mit dem idäischen Herrscher, Apollon Lykegenes mit Apollon von Pytho, Kypris mit Kythereia zusammenschmolz. Verknüpfte man in späterer Zeit doch noch verschiedenartigere Gottheiten: den Apollon mit dem Helios und dem Aegyptier Horus, die Artemis mit der Selene, den Dionysus mit Bacchus und Osiris, die Io mit der Isis, die Aphrodite mit der Astarte u. s. w. Die übrigen Gottheiten in eine grosse Familie vereinigt, wurden durch die Bande der Verwandtschaft mit einander verbunden, auch eine Rangordnung unter ihnen eingeführt. Der thessalisch-troische Zeus, vor allen der mächtigste und erhabenste erhielt mit Recht die Würde eines patriarchalischen Königs. Als thessalischer Donnergott erkor er sich die stolze, prachtliebende Here, als milderer Herrscher vom Ida die sanftere Leto zur Gemahlin. Denn Leto als Zeus rechtmässige Gattin, nicht als sein Kebsweib, zu welcher Ehre sie die nachhesiodeische Fabel erhob, wird sowohl von Homer als auch von Hesiod anerkannt. Der gewaltige Erderschütterer Poseidon erhielt den Rang eines Bruders des Götterkönigs. Ares,

Athene, Hephästos, Dionysus, Hermes wurden Kinder des europäischen, Apollon, Artemis und Aphrodite des asiatischen Zeus. Demeter, obschon Stammgöttin der südöstlichen Ebenen Thessaliens, erlangte wahrscheinlich etwas später als die übrigen Gottheiten Zutritt zum Olymp. Im homerischen Zeitalter spielt sie noch eine untergeordnete Rolle, und der Dichter kennt sie als Geliebte des Zeus, nicht aber als dessen Schwester.

Sowie eine neue Richtung begonnen worden, ist Stillstand nicht möglich, bis alles was in sie hineingezogen werden kann, wirklich aufgenommen ist. Der durch die Verbindung der Stammgötter entstandene Polytheismus gab Anlass zur Bildung neuer Gottheiten, die aus gewissen, dem gesammten Volk gemeinschaftlichen Vorstellungen, gleichviel ob alten, ob jüngst erworbenen, hervorgingen. Gottheiten dieser Art sind Aïdoneus und Persephone, beide wegen ihrer Wichtigkeit mit den Olympiern bald eng durch Verwandtschaft verknüpft, Okeanos, Helios, Nyx, Eos u. s. w. Andere Gottheiten wurden durch das Bedürfniss des erwachten und ordnenden Verstandes, die begonnene Göttergenealogie zu vervollständigen, hervorgerufen. Hierher gehören die Titanen, an deren Spitze Kronos mit Rheia, ferner Dione, Mäas u. A. Andere scheinen alte Stammgötter, aber untergeordneten Ranges gewesen und erst später bekannt geworden zu sein: wie die schon erwähnte Demeter, und die Meeresgötter

Nereus, Phorkys und Proteus. Was mich abhält letzere für blosse Ausschmückung des Polytheismus zu erklären, ist, dass sie jeder an einer Localität haften. Beiläufig bemerk' ich, dass der Triton Libyens unhomerisch ist. Noch andere Gottheiten entstanden daraus, dass man von gewissen Wirkungen auf Ursachen zurückschloss, und diese zum Charakter bestimmter Gottheiten erhub. Auf diese Weise bildete man den Gott des Schlafes, den Gott des Todes, des Schrekkens, die Bitten u. a. Wieder andere Götter erzeugten sich aus Schiffermährchen: z. B. die Kalypso, Kirke, Seirenen, Harpyien und Gorgonen. Die meisten aber der neu geschaffenen Gottheiten entsprangen aus dem Streben den Polytheismus auszuschmücken und fortzubilden. Die regsame Phantasie des griechischen Volkes bevölkerte in kurzer Zeit alle Reiche der Natur mit einer grossen Anzahl von Gottheiten und Dämonen. Aber die später hinzugetretenen Götter unterscheiden sich von den alten Stammgöttern ferner dadurch, dass sie, was Rang anlangt, eine weit niedere Stufe als jene einnehmen, ja dass vielen von ihnen der Olymp verschlossen ist, ausgenommen wenn Zeus einmal eine allgemeine Versammlung aller Götter hat ansagen lassen. Auch verräth sich ihre Jugend oft darin, dass von manchen noch keine Abkunft und Verwandtschaft mit den andern Göttern festgesetzt ist. In diesem Theil des Polytheismus

blieb dem hesiodeischen Zeitalter noch viel zu ergänzen übrig.

Was ausser den angegebenen Anlässen bei den Griechen vermittelst ihrer Naturanlage, ungeachtet des ersten, einfachen Monotheismus, den zusammengesetzten, prägnanten Polytheismus begründen half, war die dem Volke angeborne Richtung auf Kunst. Die Gesetze der bildenden Kunst finden sich mehr oder weniger in allen Theilen des griechischen Lebenskreises vorwaltend. Unbewusst wurden sie selbst in denjenigen Gebieten angewandt, die mit der Kunst sonst nichts gemein haben. Analoge Erscheinungen treffen wir bei allen Völkern: denn stets spricht sich die Hauptanlage, welcher Art sie sei, auch in denjenigen Richtungen des Geistes aus, wohin sie eigentlich nicht gehört. Insofern nun der Polytheismus durch die Spaltung des Göttlichen und die Individualisirung der Eigenschaften der Gottheit dem künstlerischen Gesetz der Anordnung, Gegenüberstellung und Gruppirung ungemein schmeichelt, so erklärt es sich hieraus, dass das griechische Volk gern seinen Himmel mit Göttern füllte, die von einem Obersten bis zu einem Untersten in sorgfältiger Abstufung und Begrenzung eine Reihenfolge eigenthümlicher Charaktere erkennen lassen, wie sie nur immer die strengsten Forderungen der Kunst, und der ihr verschwisterten Poesie erheischen konnten.

Endlich war es die Einkleidung des Göttli-

chen in das jedesmal zunächstliegende Naturelement und den Charakter des Volksstammes, dem der Gott angehörte, welche nicht wenig beitrug, der neuen Form Dauer und Festigkeit zu geben. Die Griechen von einer theils imposanten, theils reizenden, dem Menschen sich hold anbietenden Natur umgeben waren, je weniger sie in ihrer Anfangsepoche das Abstractionsvermögen mit Leichtigkeit zu üben vermochten, um so geneigter, das ethische Gefühl des Göttlichen in der Umkleidung der äussern Natur sich zu versinnlichen; zumal es überhaupt jeder Nation, solange sie noch nicht zum Bewusstsein der Eigenthümlichkeit gelangt, angemessen ist, die Gottheit als höhern Spiegel ihres Daseins sich zu denken. Hierüber ist schon oben das Nöthige bemerkt worden. Wenn sich daher ein Bergvolk die Gottheit auf Gebirgen thronend dachte, ihr die Herrschaft über Donner und Blitz und jegliches Kolossale der Lufterscheinungen verlieh, so verfiel ein Küsten bewohnender Stamm auf die Vorstellung eines das Meer beherrschenden Gottes. Ein Stamm, der fruchtbares Ackerland bebaute, bildete sich eine Gottheit unter sanfter, weiblicher Gestalt, die seine Fluren mit reichlichem Gedeihen segnete. Wo die Natur das Bild eines Paradieses zeigte, offenbarte sich die Gottheit als ein Liebe athmendes, Sehnsucht erregendes Wesen. Im Gegensatz hiermit konnte ein rauhes, kriegerisches Volk den Gott nicht

anders denn als ungebändigten, unaufhaltsamen Krieger sich vorstellen. Auf diese Weise ward jeder Gottheit schon vor der Bildung des Polytheismus ein bestimmter, sie von andern unterscheidender Charakter zu Theil, so dass die nachherige Vielheit keine Vermischung hervorbrachte, ausser in einigen Fällen, wo ähnliche Attribute dazu einluden.

V.

Erste Epoche der griechischen Mythologie.

Man könnte der Meinung sein, dass, da sowohl beide Arten des Monotheismus, als auch der Polytheismus in der griechischen Mythologie sich finden, man am schicklichsten die Mythologie nach diesen drei Formen des Göttlichen bearbeiten würde. Und in der That hätte sich der spätere Monotheismus allgemein als Glaubensnorm bei den Griechen gestaltet, und hätte er den Polytheismus gänzlich zu verdrängen vermocht, so würde keine andere Abtheilung der griechischen Mythologie zweckmässiger sein, als die angegebene. Allein dies ist nicht geschehen. Seit der Bildung des Polytheismus hing die Masse des Volks stets an dieser Form des Göttlichen.

Die Mystiker wünschten eine Einheit auf äusserlichem Wege hervorzubringen, und brachten es nur zu einer Einerleiheit der Gottheiten. Indem sie den Vortheil bringenden Polytheismus nicht aufgeben wollten, suchten sie ihn mit dem Monotheismus der höher Gebildeten dahin zu vereinigen, dass sie immer eine Gottheit für die andere deuteten, und dadurch fast alle zuletzt untereinander mischten. Das endliche Product ihrer Bestrebungen war weder Licht noch Wahrheit, sondern ein dunkles, düsteres Chaos, in dem alles durcheinanderging, nicht unähnlich der homerischen und hesiodeischen Unterwelt. Nur Wenige überhaupt gelangtem zum Durchbruch höherer, echter Erkenntniss, und erfassten die Einheit der Gottheit durch wahrhafte Vernunftausbildung. Dies sind namentlich die vorzüglichern unter den Dramatikern, und unter den Philosophen vorzugsweise die Sokratiker, an deren Spitze Sokrates selbst und Platon. Zwar wird Jeder gern zugeben, dass gewiss noch eine an sich nicht geringe Anzahl von Individuen hierher zu rechnen sei, obschon es sich von ihr nicht historisch nachweissen lässt: aber wie gross man sie auch annehme, so war sie doch gewiss klein zu nennen im Vergleich mit derjenigen Masse die bestimmt nicht hierher zu rechnen ist. Und hierüber können wir uns nicht wundern, wenn wir bedenken, dass eine selbständig gewonnene Erkenntniss der göttlichen Einheit als Pro-

duct eigener geistiger Thätigkeit eine Bildung des Geistes voraussetzt, die nur wenigen Begünstigten zu Theil werden kann. Die Menge hängt stets und so sehr am Polytheismus, als an der fasslichen und bequemern Form des Göttlichen, dass er sogar in Religionen hineingebracht worden ist und sich fortwährend in ihnen erhält, denen er nicht nur ursprünglich fremd war, sondern deren Wesen er eigentlich auch aufhebt.

Lässt sich indess die vorgeschlagene Eintheilung nicht ganz durchführen, so können wir doch theilsweis Gebrauch von ihr machen. Der ältere Monotheismus war einst allgemein und ist historisch geschieden vom Polytheismus. Ebenso erlangte darauf der Polytheismus Allgemeinheit, und es vergingen Jahrhunderte, ehe der Monotheismus in der geistig gebildeten Classe der Griechen sich geltend machte. Hierdurch gewinnen wir zwei Abschnitte, die freilich anderer Rücksichten wegen nur als Unterabtheilungen einer Hauptepoche anzusehen sind. Andere Abschnitte müssen durch Merkmale anderer Art bezeichnet werden. Sowohl der Gang der Entwicklung des griechischen Geistes als auch Einmischung fremder Religionen nöthigen zu der Eintheilung der Mythologie in drei Hauptepochen. Aus der Darstellung des Charakters einer jeden Epoche, die nunmehr folgen soll, wird sich ergeben, dass jede wieder in ein paar Unterabtheilungen zerfällt.

Die Mythologie umfasst sowohl die Religion, als auch die Anfänge der Geschichte des griechischen Volkes, in ihren Umbildungen und Verzweigungen. Beides ist überall an einander geknüpft, wo nicht eine fremde Religion die einheimische verdrängte, und dadurch die Vorzeit in Vergessenheit gebracht hat.

Unter Religion verstehe ich nicht blos die bestimmten Glaubenslehren und Priestersatzungen, worauf man gewöhnlich den Begriff der Religion einschränkt, sondern überhaupt jede Thätigkeit der ethischen Natur. Die Philosophie, inwieweit sie das Problem der Erkenntniss des Göttlichen zu lösen sucht, strebt das höchste Bedürfniss unserer ethischen Natur zu befriedigen, und ist daher eine Thätigkeit dieser Art. Weshalb die Philosophie in dieser Hinsicht nichts ist als Religion. Was man gewöhnlich Religion nennt, ist eigentlich nur Dogmatik oder positive Religion.

Der älteste Glaube entsprang aus dem in sinnlichen Vorstellungen befangenen ethischen Gefühl des Volkes, welches noch auf der untersten Stufe des Abstractionsvermögens sich befand. Dies beweisen im Einklang die frühesten geschichtlichen Denkmale, die homerischen Gedichte und die Betrachtung über die Entwicklung des Individuums, der die Entwicklung der Gesammtheit analog ist. Denn in der Kindheitsepoche zeigt sich der Mensch mehr als ein sinnliches denn als ein intellectuelles Wesen, und

eher noch gelangt er zum ethischen Vorgefühl des Göttlichen als zum vollen und freien Gebrauch der geistigen Kräfte. Seine Begriffe sind daher unvollkommen und unzusammenhängend. Die ihn umgebende Natur gewahrt er nach äussern Eindrücken; von der Welt des Gemüthes besitzt er Ahnungen, noch nicht ein helles Bewusstsein. Das ethische Gefühl jedoch, wie unbestimmt es auch immer sei, erregt Ehrfurcht und Scheu vor etwas Uebernatürlichem und Unbegreiflichem, sobald bedeutende Anlässe, innere wie äussere, auf den Menschen einwirken. Was übergewaltig, unerfassbar erscheint, wird zum Gott gesteigert, und hieraus ergibt sich die Religion. Daher ein Geschlecht welches sich in diesen Anfängen des Daseins befindet, eine Gottheit in seiner Brust fühlen, und von ihr wohl auch unsichere Schlüsse auf eine Gottheit in der Natur machen wird: aber weil die Vorstellungen noch zu naiv sind, so legt es derselben alle Eigenschaften des Menschen bei, nur im vergrösserten Maasstabe.

Bei einigem Fortschritt des Geistes werden die hochmenschlichen Götter als Lenker menschlicher Schicksale, als Regierer der Welt, als Erfinder und Lehrmeister der Künste und Gewerbe erkannt. Nicht blos übergewaltige Körperkraft und physische Allmacht zeichnet sie vor den Sterblichen aus, sondern auch Klugheit und höhere Einsicht. Da aber die Götter die Geber

des Glücks wie des Unglücks, Ursach' aller Leiden und Freuden sind, so waltet über ihnen eben so wenig als über den Menschen ein dunkles Verhängniss, unerbittlich den Flehenden, und unabänderlich in seinen Beschlüssen. Denn irrig ist die Vorstellung mancher Mythologen, dass die Idee eines Fatums, wie sie sich im Zeitalter des Aeschylus findet, bereits der Heroenzeit angehöre: sie ist sogar noch dem Hesiod völlig unbekannt; worüber unten ausführlicher Nachweis gegeben wird. Was dem Menschen gefällt oder missfällt, was sein Wohlwollen oder seinen Zorn erregt, was ihn zur Liebe reizt, oder zum Hass, alles dies afficirt in gleichem Grade die Gottheit: daher sie durch Trotz und Gewaltthätigkeit erzürnt, sowie durch Gebet und Opfer versöhnt wird. Da die Götter den Menschen wohlwollen, so ist das Schicksal der letzteren ein glückliches und erfreuliches, wenn sie nicht selbst durch Missethat sich ihr Verderben bereiten. Tapferkeit und andere Tugend erwerben die Gunst und Gnade der Götter, aber auch ohne weiteres Verdienst werden Einzelne vor den Uebrigen ausgezeichnet, und ihnen ein vorzüglich glückliches Loos ertheilt. Die grössten Belohnungen sind Ruhm, und ein langes mit Glücksgütern gesegnetes Leben. Missethat und Hochmuth dagegen werden gestraft mit zeitlichem Unglück, Trübsal aller Art und frühem Tode. Weder Belohnungen noch Strafen reichen ge-

wöhnlich über das diesseitige Leben hinaus. In der Unterwelt umfängt Alle eine grause Nacht, und selbst als König über die Todten zu herrschen ist ein noch weit betrübteres Loos, als auf der Oberwelt des ärmsten Mannes Tagelöhner zu sein. Nur besondere Lieblinge der Götter erfreuen sich auf dem elysischen Gefilde der Seligkeit, und nur Frevler an der Person der Götter werden auch in der Unterwelt mit ewigen Qualen gemartert. Dies ist die Vorstellung des homerischen Zeitalters, mit dem die des hesiodeischen beinah völlig übereinstimmt. Letztere weicht nur darin ab, dass sie statt des elysischen Gefildes Inseln der Seligen kennt und auf sie die Heroen des thebischen und troischen Krieges versetzt, die hierdurch von dem düstern Todesloose gewöhnlicher Menschen befreit sind. Ueber diesen Gegenstand ist die vortreffliche Abhandlung von Voss: „Gottheit und Fortdauer der Seele nach altgriechischer Vorstellung“ (Antisymb. S. 168 flg.) nachzulesen.

Die Götter, obschon weiser und einsichtsvoller als die Menschen, haben doch alle Triebe, Gefühle und Bedürfnisse derselben. Daher sie nicht blos Häuser zu Wohnungen brauchen, Speise und Trank zu sich nehmen, des Schlafes bedürfen, sie sind auch gegen weibliche Schönheit nicht unempfindlich. Indem sie sich zur Gestalt sterblicher Männer verkleinern, geniessen sie die Reize sterblicher Frauen und Mädchen, und ver-

geben sich dabei nichts von ihrer Würde. Ebenso wenig vermögen einige der Göttinnen der Liebe zu sterblichen Männern sich zu entschlagen. Die aus der Umarmung eines Gottes entsprungenen Heroen sind ausgezeichnet vor dem übrigen Menschengeschlecht durch Göttergunst, durch höheren Adel und durch überragende Körperkraft. Sie werden oft die Wohlthäter ihres Volkes, und gelangen nicht selten nach ihrem Tode zu göttlicher Verehrung.

Die Menschen verehren ihre Gottheiten als Ahnherrn des Geschlechtes durch Opfer und Gebet in Tempeln und Hainen, auf Bergen, in Städten und am Meeresgestade. Von ihnen erflehen sie langes Leben mit zeitlichen Gütern ausgestattet, Segen der Familie und der Fluren, Bewahrung in Gefahren und Glück in jeglicher Unternehmung. Es sind den einzelnen Gottheiten besondere Priester bestellt, und bestimmte Feste angeordnet, an denen Hekatomben dargebracht werden, aber die Priester entziehen sich noch nicht dem übrigen Leben, und die Feste werden ohne ein zusammengesetztes festgeregeltes Ceremoniell begangen. Sowie auch ausser den bestimmten Festen bei jeglicher Gelegenheit die Götter grössere oder kleinere Opfer erhalten, ebenso ist auch ausser den Priestern ein jeder Andere geschickt ein Opfer darzubringen und die nöthigen Gebräuche dabei zu versehen. Einen Priesterstand aber, der ausgeschieden sei aus

dem Leben des Volkes, über der Menge erhaben stehe und das Medium zwischen dieser und der Gottheit bilde, gibt es in dieser Epoche noch nicht. Ebenso wenig existirt jetzt schon ein Cultus im prägnanten Sinne des Wortes: denn düsteres, dem Laien unverständliches Ceremoniell, Mysterien, geheime Weihen, blutige Sühnungen durch Menschenopfer und alles was hierher gehört, war den ältesten Griechen ganz unbekannt. Es ist weder bei Homer noch bei Hesiod (ich meine den Verfasser der Tage und Werke, und der Theogonie) irgend eine historische Spur von einem Cultus zu finden. Auch vertragen sich Institute der Art überhaupt nicht mit dem heitern, durchaus klaren und naiven Leben des ältesten Volkes. Mannichfach verändert hatten sich die Griechen in ihren Ansichten, sie waren aus einem Naturzustand in den der Bildung übergegangen, als religiöser Cultus mystischer Art bei ihnen sich entwickelte. — Die Götter verkünden ihren Willen den Menschen theils in eigener Person, theils durch Wahrsager, theils durch Vögelflug und andere Anzeigen: sehr selten durch Orakel. Die älteste Mythologie kennt nur zwei Orakel, das apollinische zu Pytho, und das Orakel des Zeus zu Dodona. Ihre Einrichtung ist wie alles in dieser Zeit sehr einfach, und bedeutend abweichend von ihrer spätern Verfassung.

Die Heroensage dieser Epoche ist wirkliche Geschichte im heitern Gewande der Dichtung.

Ueberall und leicht ist das Factische von der poetischen Einkleidung zu sondern. Es offenbart sich auch in ihr ein Kindes- und Knabenalter der Menschheit. Indem die höheren Geisteskräfte noch meist gebunden sind durch eine obschon edle Sinnlichkeit, ist sinnliches Wohlbehagen, oft bis zur Feinheit ausgebildet, und langes Leben das höchste Glück dieser Menschheit. Nichts geht über die Freuden des Mahles, der Musik, des Gesanges, des Reigentanzes und der Liebe. Doch sind Redlichkeit, Wohlwollen gegen Fremde, Beredsamkeit, Klugheit und vor allem Tapferkeit Tugenden, die in diesem Zeitalter anerkannt und gepriesen werden. Auf der andern Seite aber werden Seeräuberei, Ueberfall und Plünderung von Städten, weil durch sie Klugheit und Tapferkeit sich bewähren kann, nicht für ein schimpfliches Handwerk gehalten. Ueberhaupt ist zu bemerken, dass man zwar in gewissen offen vorliegenden Fällen einstimmiger Meinung gewesen über das was recht und erlaubt, und was unrecht und gottlos sei, dass aber zwischen dem was man entschieden gut, und dem was man entschieden böse nannte, noch eine Anzahl einzelner Gesinnungen und aus ihnen hervorgehender Handlungen sich befanden, die weder in die eine, noch in die andere Sphäre hinübergezogen wurden. Wo die Begriffe sich etwas zu verfeinern anfangen, erkennt man die Vertheidigung des Vaterlandes für höchste Pflicht

des Einzelnen, und den Tod im Kampf für dasselbe als das ehrenvollste Loos des Menschen. Vollgültige Rache am Feinde, nicht blos des Vaterlandes, sondern auch der eigenen Person war erlaubt, und Grausamkeit in diesem Fall kein Fehler. Diese Ansicht geht überall mit Ausnahme weniger Individuen durch das ganze Alterthum hindurch. Schande aber brachte es, wenn einer feig war, oder ein Schwätzer ohne Verstand, und hochmüthig ohne wirkliche Kraft. Ruchlos war der welcher eines anderen Ehebett schändete, wer flehende Fremdlinge verstiess, wer dem Darbenden nicht mittheilte von seiner Habe, oder wer als Gastfreund aufgenommen den Gastfreund beleidigte. Dergleichen Missethat entging nie der göttlichen Strafe auf Erden; und wer sich sogar gegen die Person der Götter verging, der büsste mit ewigen Qualen.

Dieses Zeitalter besitzt bereits die höhern Künste in ihren Anfängen, Poesie, Musik, Sculptur. Denn ein entschiedenes Talent verkündet sich frühzeitig. Grössere gesellige Vereine hatte das Bedürfniss hervorgebracht, und das Herkommen geheiligt. An ihrer Spitze stand überall ein König, der Anführer im Kriege und dann unumschränkt war, im Frieden jedoch durch einen Rath der Edlen und die Volksversammlung eingeschränkt wurde. Seine Rechte waren nicht scharf umgrenzt, und ihre Ausdehnung hing meist von seiner Persönlichkeit ab. Ebenso war durch

keine Statuten bestimmt, wieweit die Macht der Edlen und die des Volkes sich erstrecke. Denn überhaupt was wir Staat und Verfassung nennen, war jenem Zeitalter nicht weniger fremd als religiöser Cultus.

Soviel scheint hinreichend, die erste Epoche der griechischen Mythologie im Allgemeinen zu charakterisiren. Geht man mehr auf das Einzelne ein, so zerfällt sie in drei Unterabtheilungen. Die erste umfasst das Zeitalter des ältesten Monotheismus. Von ihm kann historisch nicht viel mehr bewiesen werden, als eben seine Existenz. Höchste Einfachheit und Getrenntheit des individuellen Lebens, verbunden mit derjenigen Geistesthätigkeit die auf das nächste Bedürfniss sich beschränkt, bilden sein Wesen. Der Mensch fühlt dunkel eine Gottheit in seiner Brust, sie verkündet sich ihm auch in der Natur. Daher Bildung einer Gottheit, in der dem Physischen das Ethische einverleibt ist.

Bei einiger Entwicklung des Geistes beginnt, wie oben gezeigt worden, der Polytheismus, nicht plötzlich, sondern allmälig. Die neue Form des Göttlichen besteht eine Epoche schrittweiser Ausbildung. Dies ist die Epoche des sich entwickelnden und sich bewusst werdenden Verstandes: er übt sich und erstarkt durch den Versuch systematischer Anordnung. Da durch die Verbindung der Stammgötter eigentlich erst ein Anfang zu einem Göttersystem gemacht worden, so strebt

der Verstand im Bunde mit der Phantasie die Vervollständigung zu bewirken. Daher Hervorrufung einer Menge neuer Götter und spätere Aufnahme bisher unbekannt gebliebener Stammgötter. Aber die Aufgabe jetzt schon vollständig zu lösen, ist der Verstand noch nicht reif genug. Dies ist der Charakter der zweiten Unterabtheilung.

Im dritten Abschnitt hat die geistige Kraft diejenige Höhe der Entwicklung erreicht, die erforderlich ist, um das System zu vollenden. Nirgends ist mehr eine Lücke, nirgends ein Widerspruch, alles zeigt sich in schönster Harmonie. Sie endlich hervorzubringen, war wiederum Hinzutritt neu geschaffener Götter, oder bisher übersehener Stammgötter nöthig. Auch war erforderlich, dass mancherlei schon Gebildetes umgestaltet wurde, weil es mit andern Theilen des Systems sich nicht vertrug. Jüngst erworbene Kenntnisse, neue Erfahrungen haben den Gesichtskreis um etwas wieder erweitert. Durch kühnere Seefahrten und vergrösserten Handel ist theils einige wahre Bekanntschaft mit dem Westen und Osten bewirkt, theils sind neue Fabeln und Graunwunder zu alten gemischt worden. Alles dieses wird benutzt, um das Einzelne nach neuer Ansicht zu berichtigen, und das Ganze, was Götterlehre, Heroensage und Erdkunde umfassen soll, in sich abzurunden. Aufschritt in dieser Hinsicht ist nunmehr nicht weiter möglich: denn das Vollendete ist hervor-

gerufen. Daher verkündet sich hiermit der Schluss einer Hauptepoche.

Die drei Unterepochen unterscheiden sich von einander in Rücksicht grössern oder geringern, äussern Umfangs, äusserer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit: in Hinsicht der innern Tendenz unterscheiden sie sich nicht und daher werden sie unter eine Hauptepoche zusammengefasst. Die folgende Epoche der Mythologie weicht aber, wie sich bald zeigen wird, nicht etwa in Hinsicht noch grösserer Vollendung des Systematischen ab, wobei jedoch die Grundrichtung unverändert bliebe, sondern sie unterscheidet sich durch einen neuen Geist, der in ihr waltet. Daher kann sie nicht mit der vorhergehenden Epoche vereinigt werden, sondern bildet für sich einen selbständigen Abschnitt.

In Betreff der Quellen, nach denen die erste Hauptepoche darzustellen sei, so liegt es im Obigen, dass für den ersten Abschnitt nur Homer zu gebrauchen ist. Auch für den zweiten bleibt er so vorzugsweise unser Führer, dass wir nur selten und am häufigsten in der Heroenfabel in den Fall kommen, den Hesiod oder einen noch spätern Schriftsteller um Aufschluss anzugehen. So kann man sich z. B. bei einer speciellen Untersuchung über die homerische Geographie des Strabon als eines Schriftstellers bedienen, der einzelne Puncte mit grösser Genauigkeit erörtert. Nur müssen wir auch bei seinem Gebrauch, wie

überall, die Klippe glücklich zu vermeiden wissen, dass wir nicht als homerische Vorstellung hinnehmen, was späterer in Alterthum hinaufgefabelter Zusatz ist. — Für den dritten Abschnitt ist die Theogonie die Hauptquelle. Die sogenannten hesiodeischen Fragmente gehören zwar im Vergleich mit andern Schriftstellern zu den ältern Urkunden der Mythologie, allein wer sie genauer betrachtet, wird nicht zweifeln, dass sie in ein schon späteres Zeitalter als die Theogonie fallen. Es verkündet sich in ihnen bereits eine neue Richtung, und Anklänge des Mysticismus, wie philosophischer Auffassung des Volksglaubens finden sich unleugbar. Daher sind sie die älteste Quelle der zweiten Hauptepoche.

VI.

Zweite Epoche der griechischen Mythologie.

Wenn der Charakter der frühern Epoche ein ethischer genannt werden kann, indem das ethische Gefühl des Göttlichen in die Hülle der physischen Natur gekleidet wurde, so ist der Charakter der neuen Epoche ein philosophisch-mysteriöser. Wenn in dem vorhergehenden Zeitalter die Gestaltung des Göttlichen allein durch

den sich entwickelnden Geist des griechischen Volkes bewerkstelligt wurde, so wird in dem jetzigen die Umgestaltung durch den Hinzutritt ausländischer Elemente wenigstens beschleunigt. Ein anderes Leben neu in seinen Ansichten beginnt. Die Begriffe von Gottheit, Welt, Menschennatur, von Tugend und Laster, von Belohnung und Strafe, von diesseitigem und jenseitigem Leben erweitern sich theils, theils werden sie gänzlich verändert; und treten in Gegensatz mit den Begriffen der Vorwelt. In jener Zeit entstand der Polytheismus und gelangte zur Ausbildung, in dieser wird der Versuch gemacht den Polytheismus durch den Monotheismus zu beseitigen, oder einen Ausgleich zwischen beiden zu treffen.

Der mündig gewordene Geist freisinniger Denker erkennt eine erhabenere Gottheit an der Spitze des Weltalls, als sie die Väter überliefert haben. Zu den geläuterten Vorstellungen des neuen Zeitalters passen nicht mehr die naiven Götterfabeln der Vorwelt. Da sie aber durch die Heiligkeit der Ueberlieferung und durch einen tief eingewurzelten Glauben zu fest begründet sind, als dass das gesammte religiöse Gebäude auf einmal hätte gestürzt werden können, so wird zwischen beiden Extremen ein Mittelweg aufgefunden, und indem man, was eigentlich im wörtlichen Sinne gemeint war, allegorisch zu interpretiren begann, die Ueberlieferung den Zeitbe-

dürfnissen glücklich angepasst. Was der Allegorie zu hartnäckig widerstrebte blieb weg, und ward durch neue philosophisch gebildete Fabel ersetzt. Die ionischen Philosophen streben sichtbar, die Höhe des auf Vernunftüberzeugung sich gründenden Monotheismus zu gewinnen. Von ihnen ging das Streben in die andern Philosophenschulen über. Sokrates, Platon und ihre erleuchtesten Anhänger sind unstreitig zu einem reinen Monotheismus gelangt. Aber auch ausserhalb den Philosophenschulen gelangte gewiss Mancher ebendahin kraft des um diese Zeit allseitigen Aufstrebens des griechischen Geistes. Von Aeschylus ist es ausgemacht, dass er dem Monotheismus huldigte, und von Sophokles ist es mehr als wahrscheinlich. Denn obschon aus keiner einzelnen Stelle des letztern sich es nackt möchte nachweisen lassen, so spricht sich doch in den seinen Tragödien zum Grunde liegenden Ideen eine so vernunftgemässe Erkenntniss des Göttlichen aus, dass man nicht umhin kann, ihn unter die erhabensten Geister des griechischen Volkes zu zählen. Auch wird man zugeben, dass der Dichter bei Verfolgung seiner künstlerischen Zwecke und dem Ansehn der Volksreligion, das er als dramatischer Dichter im Angesichte des souverainen Volks von Athen nicht verletzen durfte, nirgends Gelegenheit fand, seine Ueberzeugung unumwunden auszusprechen. Die Philosophen hatten Gelegenheit sich freier zu äussern

und thaten es auch. Sokrates bei Platon lässt es sich deutlich merken, dass die Götterlehre Homers etwas zu Kindisches sei, als dass ein vernünftiger Mann an sie im Ernst glauben könne. Er und die von ihm ausgehenden Schulen traten in eine geheime Opposition gegen den herrschenden Glauben, und allerdings war er ein Gegner desselben, nur in einem ganz andern Sinne, als seine Feinde behaupteten. Geräth doch überall vernünftiges Forschen in Widerstreit mit geistfesselndem Dogmatismus. Wieweit unter den Gebildeten die reine Erkenntniss der göttlichen Einheit sich erstreckt habe, wird stets unausgemacht bleiben, weil Mancher eine höhere Ueberzeugung innerlich hegte, als er aus Furcht vor fanatischen Priestern und irregeleitetem Volk auszusprechen wagte. Indess erhellt schon aus der Masse der in diesem Zeitraum gebildeten philosophischen Mythen, dass der alte Glaube seiner bisherigen Sphäre entrückt, zum Theil in allegorische Philosophie umgeformt wurde.

Das Bedürfniss die Gottheit als Einheit sich zu denken, hatte sich schon im Polytheismus des vorigen Zeitraums dunkel verkündet. Bei allgemeiner höherer Entwicklung des Zeitgeistes musste es unter den Gebildeten noch fühlbarer werden; wenn auch nicht Alle Energie genug besassen, es vollständig zn befriedigen. Aber ein nur nicht ganz vollendetes Bestreben bis zum Monotheismus vorzudringen, zeigt sich in der Bildung

des Fatums, als demjenigen Wesen, das selbst den Göttern übergeordnet ist und die Welt nach ewigen, unabänderlichen Gesetzen regiert. Hierdurch sank einerseits die Bedeutung der einzelnen Gottheiten, da auch sie eine höhere Ordnung als ihren Willen anerkennen mussten und von ihr abhängig gemacht wurden, aber andrerseits blieb der Polytheismus wenigstens dem Aeussern nach, was er gewesen war. Daher Aeschylus es wagen konnte, im gefesselten Prometheus den Zeus als Unterthan der Moera erscheinen zu lassen. Ein Schicksal in diesem Sinn ist sowohl dem Homer als auch dem Hesiod ganz fremd und konnte erst gegen das Zeitalter des Krösus entstehen. Soweit von der Umbildung des Polytheismus durch innere Anlässe.

Psammetich hatte durch griechische Miethsvölker sich zum Alleinherrscher Aegyptens gemacht und in den dreissiger Olympiaden das früher unzugängliche Aegypten den Griechen geöffnet. Aus ägyptischen Knaben, die bei den Kolonisten griechische Erziehung genossen hatten, erwuchsen bald darauf die ägyptischen Dollmetscher. Seitdem wurde griechische Religion gemischt mit ägyptischer. Zeus wird mit Ammon, Dionysus mit Osiris identificirt, und Herodot leitet fast den gesammten Götterhimmel aus Aegypten her. Perseus, Herakles, Io wandern nunmehr nach diesem Lande, und aus ihm kehren in den Peloponnes zurück Danaus und Aegyp-

tus. Des Kadmus Abstammung aus Tyrus, die ebenfalls in diesem Zeitalter erfunden wurde, zeigt dass man auch Phönicisches in den griechischen Glauben hineinmischte.

Als die kleinasiatischen Griechen durch Verkehr und Krieg mit den handeltreibenden Lydern und später mit den erobernden Persern in genauere Berührung gekommen waren, drängten sich vorderasiatische Religionslehren ein bei den Griechen. Die phrygische Göttermutter Kybele und ihr Geweihter Bacchus, in den Dionysus umgedeutet wurde, sind Bereicherungen der neuern Zeit. Die Vorderasiaten verkehrten auf dem Handelsmarkte zu Thapsakus mit den Hebräern *). Jehovah seit Davids glorreicher, kriegerischer Regierung, Herr der Heerschaaren: Sabaoth ward von den Kleinasiaten aufgenommen und verehrt als Sabazius. Von ihnen erhielten ihn die Griechen. Sie bildeten nunmehr sowohl einen Zeus-Sabazius als auch einen Dionysus-Bacchus-Sabazius. Nicht weniger erscheint der hebräische Gott als Jehovah um diese Zeit bei den Griechen unter dem Namen Jacchus oder Jao. Und damit die Aufnahme vollständig sei, ging auch der dritte Name in den griechischen Mythenkreis über. Denn Adonis, von dem zuerst ein angeblich hesiodeisches Fragment redet, ist nichts als Adonai.

---

*) Vergl. Voss in dem Antisymb. S. 184 flg.

Zu den fremdartigen Zusätzen gesellten sich eigene Vermehrungen. Der Hirtengott Pan trat in den Perserkriegen aus der Dunkelheit arkadischer Verehrung in den Kreis der Olympier. Silen, Priapus, die Satyre, himmelstürmende, schlangenfüssige Giganten, der Meergott Glaukus u. s. w. sind ebenfalls neue Zusätze. Andere Götter wurden mit andern vermischt, wie Apollon mit Helios, Artemis mit Selene. Noch andere früher weniger angesehn und verehrt gelangten zu grösserer Macht, z. B. Dionysus, Demeter und Persephone.

Die ionischen Philosophen hatten mächtig das Streben nach Monotheismus angeregt, und die darauf folgenden waren glücklich in der neuen Richtung gewesen, so dass das Licht freier Vernunftentwicklung in alle Kreise des griechischen Lebens eindrang. Dies konnte nicht ohne bedeutenden Einfluss auf die Priester und ihre Lehren bleiben. Die neuere Cultur ganz auszuschliessen aus dem Bereich des priesterlich Religiösen, war bedenklich und konnte wohl den Sturz des Letztern herbeiführen. Letzteres zu verhindern und obendrein noch ansehnlichen Nutzen zu ziehn aus dem feindlichen Element, war priesterliche Klugheit bedacht. Es gelang der Früchte des jungen Strebens sich zu bemächtigen und sie dergestalt anzuwenden, dass sie zur Erhöhung des Priesterthums beitragen mussten. Das neu gewonnene Licht selbstän-

digen Forschens wurde in geheimnissvolle, nur dem Eingeweihten verständliche Ceremonien gehüllt und für urweltliche Offenbarung, für alte Priesterweisheit ausgegeben. Dies zu beweisen schmiedete man Trugschriften, die erfundenen Sehern der Vorzeit, dem Orpheus, Musäus, Olen u. s. w. untergeschoben wurden. So entstanden theils durch das philosophische Streben der Zeit, theils durch das Eindringen ägyptisch-asiatischer Lehren veranlasst die Mysterien, in denen den Eingeweihten esoterisch in einem höhern Sinne erklärt wurde, was das Volk als exoterische, buchstäbliche Lehre empfing.

Rein zu der Idee eines alleinigen Gottes sich zu erheben, wie es die Philosophen thaten, war den Priestern theils unmöglich, weil es ihnen wahrscheinlich an der hierzu erforderlichen Geistesstärke gebrach, theils scheinen sie es auch absichtlich vermieden zu haben. Auf einem äusserlichen Wege suchten sie durch Identificirung der Gottheiten eine Art von Monotheismus zu bewerkstelligen, bei dem der alte Polytheismus, an den das Volk einmal gewöhnt war, ungefährdet bleiben sollte. Darum stellten sie eine doppelte Dreiheit auf. Die männliche war: Kronos-Zeus (Sabazius)-Dionysus (Bacchus, Jacchus); und die weibliche: Rhea (Kybele)-Demeter-Persephone. Jede der genannten Gottheiten wurde der andern gleich gemacht, die dann die übrigen Gottheiten als personificirte Naturkräfte in

sich aufnahm. An die Stelle der frühern ethischen Verehrung des Göttlichen trat ein Naturdienst: denn die Götter selbst wurden jetzt in Symbole der grossen Weltnatur umgestempelt. Dieser Naturdienst, in den man gleich anfänglich wild schwärmerische, orgiastische Gebräuche aufnahm, artete nicht selten in grobe Ausschweifungen aus, die man vergeblich mit der Heiligkeit der Bedeutung zu rechtfertigen bestrebt sein würde.

Sowie alles, was mit dem Ausdruck Cultus bezeichnet wird, in diese zweite Hauptepoche seiner Entstehung nach gehört, so finden sich auch seit dieser Zeit eine Unzahl von Orakeln in Griechenland. Die beiden alten Orakel aber zu Dodona und Pytho wurden in Priesterinstitute des neuen Geschmacks umgestaltet. Dodona nahm sich als Vorbild das Orakel des Aegyptiers Ammon, und Pytho bearbeiteten Kreter vertraut mit vorderasiatischer Lehre. Ueberhaupt kamen, wie es scheint, die einzelnen Bestandtheile des nunmehrigen Cultus aus Barbarländern; die durch den Cultus symbolisch und mystisch vorgetragene Weisheit war Schöpfung des griechischen Geistes.

Die neue Zeit rief ferner eine Umgestaltung des Priesterstandes ans Licht. Als eine für sich bestehende Kaste mit Ansprüchen auf göttliche Offenbarung stellte er sich hoch über die übrige Menschheit und machte sich zum Vermittler zwischen dieser und der Gottheit. Ihm, der allein rein war und durch seinen Rang vor

Sünde geschützt, stand aus höherer Machtvollkommenheit das Recht zu, die Sünden anderer zu sühnen und zu vergeben.

Priesterthum im prägnanten Sinne des Wortes ist ohne weltliche Herrschaft nicht gedenkbar und hat nirgends ohne dieselbe bestanden. Denn da es auf einer Vermischung des Uebersinnlichen mit dem Sinnlichen beruht und zwar des ersteren sich bedient für Zwecke des letztern, so liegt es in seiner Natur, die Gewalt über die Gemüther als Mittel zu gebrauchen, um eine Herrschaft über die Körper und die irdischen Güter zu erlangen. Die alten Verhältnisse der Volksstämme waren durch den Einbruch der Dorier in den Peloponnes, die langwierigen Kriege, die häufigen Auswanderungen, die Abschaffung oder Beschränkung der Königsgewalt aufgelöst worden, und erst allmälig bildete sich ein neuer Zustand der Dinge, der Dauer und Sicherheit für die Zukunft versprach. Bei diesen precären Verhältnissen, unter widersprechenden Interessen der einzelnen Parteien, solange noch nicht eine feste neue Ordnung bestand, wurde es dem Priesterthum, welches sich jüngst mit neuem Glanz, mit höherer Würde zu umgeben gewusst hatte, leicht durch Aufregung der Phantasie, durch geschickte Benutzung der Umstände und prätendirte Halbgöttlichkeit, nicht blos die Gemüther der Menge zu fesseln, sondern auch mit geistlicher Herrschaft eine weltliche zu erringen. Aehn-

liche Erscheinung ist die Macht des Papstthums im Mittelalter, denn überall wo die politische Macht der Völker gesunken ist, erhebt sich Hierarchie auf ihren Trümmern.

Für die griechischen Priester gab es nichts zweckdienlicheres ihre Absichten durchzusetzen, als die Orakel, deren Einfluss auf das politische Leben der Griechen ungemein bedeutend gewesen ist. Zwar der freiere Charakter des ionischen Volksstamms liess Priesterherrschaft nie völlig aufkommen, aber desto mehr gedieh sie unter den Doriern und den dorisirenden Stämmen. Bei ihnen erhielt das aus dem pythischen geformte delphische Orakel vorzügliche Macht und Ansehn. Apollon Pythius versandte Kolonien nach allen Weltgegenden, erhielt Frohnknechte, mischte sich in die innern Angelegenheiten der Staaten, und wie er Belohnungen austheilte an Gehorsame, so belegte er Widerspenstige mit Strafen. Excommunication, Bann und Interdict sind neue Namen für eine alte Sache. Bei der Aufrichtung einer Hierarchie arbeiteten umsichtige Staatsmänner klugen Priestern in die Hände. Denn welche Gewalt auch erstere durch persönliches Ansehn und angestammten Adel besitzen mochten, bei dem nach Freiheit strebenden Geist der Volksmasse, oder dem Uebergewicht einer Gegenpartei trat häufig der Fall ein, dass weltliche Macht allein nicht ausreichte. Wer nun ein Günstling des delphischen Apollon war, ver-

mochte durch erhaltene Orakelsprüche sein Interesse mit dem des Gottes zu vereinigen, und auf diese Weise alle Hindernisse zu besiegen.

Beschränktere Herrschaft in engern Kreisen übten Apollon von Delos und von Klaros. Ist einerseits der Einfluss des neuen Priesterthums auf die Politik unleugbar, so hat andrerseits auch die Politik auf die Religion eingewirkt, weil Wirkung nicht ohne Gegenwirkung bleiben kann; wovon unten an seinem Ort das Nöthige bemerkt werden wird.

Es verfeinerten sich die Begriffe von Tugend und Laster und mit ihnen die Begriffe von Belohnung und Strafe. Philosophen und philosophisch gebildete Männer lehrten, die wahre Tugend bestehe in der strengen Erfüllung derjenigen Pflichten, welche uns die Stimme unseres Innern, das richtende Gewissen auferlege. Hierdurch nur könne man ein dem höchsten Wesen gefälliges Leben führen, und die Erfüllung des göttlichen Sittengebotes sei unerlasslich selbst dann, wenn mit ihr zeitlicher Tod sich verknüpfe. Laster hiess ihnen jedwede Abweichung von diesem Gebot, jeder Ungehorsam gegen die innere gesetzgebende Stimme. Nur das Gute sei schön, sowie unschön was nicht gut sei. Die Gottheit belohne die Frommen und bestrafe die Uebertreter ihrer Gesetze nicht mit sinnlichen, zeitlichen Gütern und irdischem Elend, sondern mit geistigen, ewigen Freuden und ununterbroche-

nen Qualen folternden Gewissensangst. Besserung des Gefallenen sei zwar möglich und mit ihr Wiedererlangung der göttlichen Gnade und Abwendung der göttlichen Strafen. Aber die Gottheit könne nur versöhnt werden durch Reinigung des Herzens, durch Rückkehr zur Tugend und durch Bekämpfung böser Neigungen und Triebe.

Das irdische Leben war für den Weisen eine Vorbereitungsstufe, ein Uebergang zu einem höhern, vollkommnern Sein, in das man eintrete durch den Tod. Stückweis und unvollkommen blieb in dem Diesseits alle Erkenntniss; der wahre Tag der Vollendung ging erst auf in dem Jenseits, und nur durch den Tod gelangte man zum Genuss freier Anschauung der Gottheit, zur wahren Seligkeit. Daher die Gottheit, wen sie liebte, hinwegnahm aus diesem unvollkommenen Zustand und ihn hinüberführte ins Reich der Vollendung. Das Leben glich dem dämmernden Helldunkel der Morgenröthe selbst dem Weisesten, der Tod war zum Leben geworden.

Wenn in der Philosophie ein geistiger Zweck vorwaltete, indem nach reiner Vernunfterkenntniss gestrebt ward, so war der Mysticismus auf Erreichung sinnlicher Zwecke gerichtet. Denn da das Wesen des Mystischen und Symbolischen in einer Unterordnung des Geistigen und Ethischen unter die Sinnlichkeit besteht, und man bei der Gestaltung der Mysterien von dem über-

lieferten Glauben der Menge, nicht freier Forschung des Geistes ausgegangen war, so musste die in die Geheimnisse gezogene Weltweisheit eine andere Richtung annehmen. Zwar auch die Priester unterschieden nun schärfer zwischen Tugend und Laster, zwischen einem Gott wohlgefälligen und misfälligen Wandel; auch sie verlegten göttliche Belohnungen und Strafen mehr in das Jenseits als in das Diesseits und lehrten, Leben sei Tod und Tod Leben; aber indem diese Lehren von andern Grundsätzen ausgingen, führten sie auch zu einem andern Ziele. Frömmigkeit besteht in der genauen Befolgung priesterlicher Vorschriften, in der Darbringung von Opfern, Befolgung des Ceremoniels, in unbedingter Verehrung des Priesterstandes. Moralischer Lebenswandel ist zwar an sich gut und löblich, aber doch eine niedere Stufe menschlicher Vollkommenheit. Wer durch ruchlose Handlungen als Missethäter sich gebrandmarkt sieht, kann gleich gereinigt werden, sobald er mit Sühnopfern an die Priester sich wendet und diese zu Fürsprechern bei der Gottheit gebraucht. Aeussere Tempelbusse befreit von Sünde und sichert die Gnade der Gottheit. Auf Gelübde hören die Götter, und wer fromm ist, wird ihre Tempel mit Weihgeschenken bereichern. Wer sich aufnehmen lässt in die Mysterien, wird über das gemeine Loos der Uneingeweihten erhoben. Ihm lächelt stets die Gottheit, sie schmückt ihn nicht

blos mit zeitlichem Wohlergehen, sondern sie verleiht ihm auch die ewigen Freuden des Elysiums. Der Zustand nach dem Tode ist ein veränderter. Die sumpfige Todeshöhle des alterthümlichen Glaubens hat die neue Zeit in zwei Abtheilungen gesondert. Aus dem elysischen Felde Homers, was am Westrande der Oberwelt liegt und der Aufenthalt gottbegünstigter Heroen ist, hat sich in der Unterwelt das Elysium gebildet, der nunmehrige Aufenthalt der Seligen, d. h. der priesterlich Frommen. Aus dem alten Tartarus, der bei Homer und Hesiod noch unter der Unterwelt sich findet und in dem die verstossenen Titanen wohnen, hat man in der Unterwelt den Aufenthalt der Verdammten gemacht. Den Frommen erwarteten im Elysium die Freuden schwelgerischen Sinnengenusses: Freuden des Mahles, der Poesie, der Musik und der Liebe. Den Gottlosen umfängt im Tartarus, wie früher alle Menschen im gemeinschaftlichen Erebos, die grause Nacht bewusstlosen Hindämmerns. Reinheit des Herzens, Redlichkeit, Bürgersinn, Aufopferung fürs Vaterland erhält seinen Lohn schon diesseits, aber diese Tugenden reichen nicht hin, die ewige Seligkeit zu verschaffen. Ihre Inhaber, wofern sie nicht überdies Eingeweihete waren, oder dem Priesterthum Befreundete, theilen das Loos der Menge im Tartarus. Wer vollends, wie einige der Philosophen, geheim oder öffent-

lich das Priesterthum bekämpfte, mochte er sonst das Ideal moralischer Vollkommenheit erreicht haben, geht unvermeidlicher Verdammniss entgegen.

Da indess Freuden des Jenseits allein, wenn auch noch so glänzend ausgemalt, nicht stark genug auf die am nächsten hangende Menge gewirkt haben würden, so wurden ihnen auch Glück und Freuden des Diesseits zugesellt. Den in die kabeirischen Geheimnisse Eingeweihten ward Sicherheit in Seestürmen zugesichert, der eleusinische Homeride verspricht den Frommen Fülle zeitlicher Lebensgüter, und in den heiligen, geheimen Festen ward den Gläubigen ein Vorgeschmack elysischer Freuden zuertheilt.

Philosophie und Mysticismus bringen die meisten und hauptsächlichsten Umgestaltungen theils durch Abänderungen, theils durch Zusätze im Volksglauben hervor, und zwar in dem Verhältniss, dass jene entweder eine Opposition gegen ihn bildet, oder ihn durch Allegorie dem Zeitinteresse zu accommodiren sucht, dieser dagegen ihn mystisch aufstuzt, und das gewonnene Licht der Vernunft gefangen nimt im Dienste der Sinnlichkeit. Aber auch noch andere Ursachen der Umgestaltung finden sich bei näherer Betrachtung. In die Epoche, von der hier die Rede ist, fällt die Entwicklung der bildenden Kunst und die schönste Blüthe der Poesie. Künstler wie Dichter wählten den Volksglauben

zum Stoff ihrer Darstellungen, und wie sie von ihm bedingt wurden, so blieben sie wieder nicht ohne Einfluss auf ihn. Die plastischen Künstler bedurften mancherlei für die Darstellung, was die Ueberlieferung nicht darbot, von ihnen also hinzugesetzt wurde. Hierher gehört, um vorläufig bei Einem Beispiel stehen zu bleiben, die Beflügelung der Götter und die Bezeichnung der Eigenschaften der Götter durch sinnliche Abzeichen. Dergleichen ging nachher in den Volksglauben über. Die Dichter ästhetische Wirkung erzielend, suchten besonders die poetische Seite der Mythenwelt aufzufassen. Dies nöthigte sie häufig zu Erweiterungen. Die Vermehrung der mythologischen Ungeheuer und Graunwunder, wodurch man für den Effect des Schauererregenden, oder mit neuerem Kunstwort, des Romantischen, Manches gewann, wurde hierdurch bewerkstelligt. Daher sind die Mythen dieser Zeit nicht selten aus den Gesetzen der Kunst und Poesie zu erklären.

Ferner veränderte die Politik den Volksglauben. Seitdem die Spartaner durch Lykurgs Gesetzgebung erkräftigt an die Spitze der griechischen Staaten sich gestellt hatten, wirkte das neue Verfassungsprincip mächtig auf die abhängigen Volksstämme, selbst auf das nicht abhängige Athen. Festbestimmte Verfassungen, Zünfte, Classenabtheilungen der Bürger nicht nach Verwandtschaft, sondern nach dem Besitz geordnet,

wurden jetzt überall eingeführt. Damit aber alles dieses gewinne an Auctorität und unvergängliche Dauer erlange, so brachte man es mit der Religion in Verknüpfung. Die Götter Vorsteher und zum Theil Begründer der neuen Einrichtungen nahmen einen politischen Charakter an. Zeus mit Apollon beschützt den Staat von Sparta und fast aller dorischen Völker: mit Athene steht er dem Staat von Athen vor. Letztere wird Gründerin des Areopags. Die amphiktyonischen Versammlungen, kurz vor der dorischen Umwälzung angeordnet, standen zu Anthela unter dem Schutz der Demeter Amphiktyonis, zu Delphi unter dem Schutze des Apollon. Auch die Versammlungen anderer kleinerer Völkerbünde, die nach dem Muster des amphiktyonischen eingerichtet waren, fanden in gemeinschaftlichen Tempeln statt. Zu politischen Berathschlagungen und vereintem Gottesdienst versammelten sich die Ioner im Panionium, einem Heiligthume des helikonischen Poseidon, und im Tempel der Artemis zu Ephesus. Die asiatischen Dorier kamen für gleiche Zwecke im Heiligthum des triopischen Apollon, die Bewohner von Argolis auf der Insel Kalauria im Tempel des Poseidon zusammen.

Die Verbindungen mit Aegypten und Vorderasien, Kolonien im Pontus, in Libyen, Sicilien und Italien, grössere Seekunde, kühnere Meerfahrten und neue Handelswege erweiterten die Kenntniss des Erdkreises. Die Enden der

Welt zogen sich zurück. An die Stelle fabelhafter Gegenden und Völker traten historische Namen, daher man jene in immer grössere Entfernungen zurückschob. Auch die Erweiterung der Erdkunde wirkte auf die Mythologie ein. Die alten Wanderer: Io, Perseus, die Argonauten, Herakles, Odysseus wurden in neue Gegenden zu neuen Wundern geführt. Im Westlande, später im Nordwest und im Norden glaubte man langlebende, glückliche Hyperboreer, geliebt und besucht von Apollon, dem Gott, der die anmuthigste Seite des Göttlichen repräsentirt. Reichthum durch Handel und Betriebsamkeit erzeugt, gebiert den Luxus, der überall im Gefolge höherer Geistesbildung und gesteigerter Kunst auftritt. Er drang nicht blos unter die Menschen ein, sondern erfasste auch den Götterhimmel. Die Geräthschaften der Götter wurden vermehrt, sie wurden prachtvoller und schmuckreicher. Die Verehrung in Tempeln früher einfach und kunstlos, wird pomphaft, ja ausschweifend.

Dass die Heroenfabel gleich der höhern Götterlehre mannichfachen Veränderungen unterlag, ist bereits angedeutet worden. Aber nicht blos Zusätze äusserer Art erhielt sie, dadurch dass die alten Sagen vermehrt und erweitert wurden, bisher unbekannte, theils neu erfundene, theils jüngst aus der Dunkelheit einer Stammüberlieferung ans Licht getretene Heroen Aufnahme fanden, sondern auch ihre Tendenz wurde eine

andere. Da die Heroenfabel die Anfänge der wirklichen Geschichte enthielt, die Griechen aber immer geneigt waren, in diese hinaufzufabeln, was erst neulich gebildet worden war, so machte man die Heroen der Vorzeit zu Gründern der Staatsverfassungen der Gegenwart. Theseus wird Stifter der athenischen Demokratie und entwickelt bei den Tragikern politische Grundsätze, wie sie etwa zuerst Themistokles oder Perikles ausgesprochen haben mochte. Man erkannte um diese Zeit eine innre Einheit und einen geistigen Verband aller derjenigen Völkerschaften, die sich Hellenen benannten. Diesen zu bezeichnen entstand die Fabel von Hellen und seinen Söhnen. Sie konnte nicht eher entstehen, bevor nicht der Name eines thessalischen Stamms Gesammtname des griechischen Volkes geworden war. An die Spitze jeder Völkerschaft ward ein Heros gestellt, von dem die Völkerschaft entweder den Namen ableitete oder sich selbst. Natürlich ward er auch als der Schöpfer ihrer Verfassung und Institute gefeiert. Die nach der dorischen Umwälzung durch Lykurg und Iphitus eingeführten olympischen Spiele wurden für eine Stiftung des Herakles ausgegeben. Nach dem Muster der olympischen Wettkämpfe wurden die Spiele auf dem Isthmus, zu Nemea und zu Delphi eingerichtet. Erstere sollte Sisyphus zu Ehren des Melikertes, die nemeäischen die Sieben gegen Theben gegründet haben. Diese,

fabelte man weiter, habe später Herakles dem Zeus geweiht. Die pythischen Spiele endlich wurden zum Andenken von Apollons Sieg über den Python gefeiert. Diese Angabe aber ist ein untrügliches Zeichen, dass die Stiftung der Spiele in die jetzige Epoche fällt. Denn Python selbst und die Heldenthat des Apollon reichen nicht über dieses Zeitalter hinaus.

Sowie hierdurch der Heroenfabel ein prägnanterer politischer Charakter aufgedrückt wurde, als ihr ursprünglich eigen war, so mischte man auch die Philosophie und den Mysticismus in sie hinein. Prodikus erklärte den Herakles für ein Bild der gegen das Böse anringenden Tugend. Den Aias Telamonius stellte man als den personificirten Begriff des Hochmuths gegen die Götter auf. Odysseus wurde das Ideal der Verschlagenheit, auch heimtückischer Hinterlist, sowie Palamedes durch Verrath zu Grunde gerichteter Redlichkeit und Rechtschaffenheit. Zu Stiftern und Anordnern der neuen Culte, Orakel und Mysterien, die man in das Alterthum hinauffabelte, bestellte man zum Theil erfundene Seher und Propheten. Olen sollte den Cultus des delischen Apollon, Eumolpus, Keleus und Triptolemus die eleusinischen Mysterien, Melampus die Dionysien gegründet haben. Herakles, die Argonauten und Odysseus wurden Eingeweihte der samothrakischen Geheimnisse. Auf diese Weise hörte die umgestaltete Heroensage

auf ein Theil der echten Geschichte zu sein; sie ward ein künstlicher Apparat des neuen Zeitgeistes, dessen Richtungen sie wiederspiegelte.

Die zweite Hauptepoche der griechischen Mythologie, deren Eigenthümlichkeit zu schildern im Obigen versucht worden ist, reicht von Hesiod bis ins Zeitalter Alexanders des Grossen. Sie zerfällt in zwei Unterepochen. Die erste erstreckt sich von Hesiod bis gegen die Perserkriege 700 — 500 v. Chr. G. In ihr beginnt die Umgestaltung durch innere Entwicklung und Berührung mit Vorderasien und Aegypten zwar schon durchgängig, aber das alte System behauptet sich noch neben dem neuen. Philosophie, Mysticismus, Poesie, Kunst und Politik haben selbst noch nicht den höchsten Gipfel erreicht und sind daher wohl im Stande das alte Gebäude zu erschüttern, aber nicht es über den Haufen zu werfen. Der Charakter dieses Abschnittes ist der Kampf des Alten und des Neuen, begonnene Auflösung des bisher Bestandenen und Vordringen einer neuen Richtung. Der zweite Abschnitt reicht vom Anfang des fünften Jahrhunderts oder den Perserkriegen bis zum Tode Alexanders, 500 — 323 vor Chr. G. In ihm erblicken wir die Umgestaltung nach allen Seiten hin als vollendet und abgeschlossen. Sowie überhaupt dieser Zeitraum den Höhepunct des griechischen Lebens darstellt, so hat auch in ihm die Religion durch philosophisches Streben der Zeit

ihre schönste Ausbildung erreicht. Denn obschon der eigentliche Priesterglaube keine erfreuliche Erscheinung ist und, da er eher vernunftwidrig als vernunftgemäss genannt werden muss, als Schattenseite der Religion dasteht, so ist doch um so mehr die durch freie Geistesentwicklung errungene Erkenntniss des Göttlichen und höherer Menschlichkeit als die alles überstralende Lichtseite hervorzuheben. In dieser Hinsicht kann die Mythologie dieses Zeitraums dreist allen andern Volksreligionen in ihren besten Epochen an die Seite gesetzt werden, und weicht nur der Weltreligion, der reinen Christuslehre. Warum letztere einen Vorzug behaupte, wird bald gezeigt werden.

Als Quellen der zweiten Hauptepoche sind alle Schriftsteller, die der Zeit nach in sie fallen, zu betrachten. Auch viele, die erst im folgenden Zeitraum gelebt haben, können und müssen stückweis benutzt werden. Denn häufig finden sich in letztern Entlehnungen aus den erstern, und unter diesen nicht wenige, die für uns verloren gegangen sind: deren Nachrichten wir also nur aus den spätern schöpfen können. Freilich ist bei ihrem Gebrauche Vorsicht nothwendig, ausser wenn die frühern Quellen bestimmt angegeben werden. Wo die Angaben fehlen, kommt die Frage als Kriterium in Anwendung, inwieweit stimmen die Nachrichten späterer Schriftsteller zu dem Charakter der frühern Epoche,

und wo stimmen sie nicht? Sehr selten werden die Fälle sein, in denen weder bestimmte Angaben uns leiten, noch innere Gründe zuverlässige Entscheidung herbeiführen können, und die sich finden, sind ohne Einfluss auf das Ganze und von geringer Bedeutung. Man kann genau verfahren, ohne in den Fehler der Aengstlichkeit zu verfallen.

VII.

Dritte Epoche der griechischen Mythologie.

Alexanders Eroberungszug nach Asien ist darum eine welthistorische Begebenheit zu nennen, weil er in jeder Hinsicht nicht blos in der griechischen Geschichte, sondern auch in der Geschichte der gesammten damaligen Welt Epoche macht. Durch ihn wird die Cultur Griechenlands über Asien verbreitet, und dieser Welttheil empfängt hierdurch eine Bildung, von der er früher keine Ahnung gehabt hatte. Aber bei der engen Verbindung, in die jetzt Griechenland mit der östlichen und südlichen Welt trat, konnte eine starke Rückwirkung der barbarischen Länder auf Griechenland nicht ausbleiben. Besonders wird die Rückwirkung in der Mythologie sichtbar. Ob-

schon in der vorigen Epoche Einflüsse aus Aegypten und Vorderasien sich zeigten, doch hatten die Religionen der einzelnen Länder immer noch eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit behauptet. Aber seit Alexandriens Gründung dauern die Einflüsse nicht blos fort und werden durch neue Zusätze aus Oberasien vermehrt, sondern es geht nunmehr eine vollständige Durcheinandermischung aller derjenigen Religionen mit der griechischen vor sich, die griechisch gebildeten Völkern angehören. Gleichzeitig drang zuerst von Grossgriechenland aus griechische Religion in Rom ein. Die Römer unterwarfen nach Italiens Bezwingung Altgriechenland, und gegen Chr. Geb. vollenden sie die Eroberung des gebildeten Weltkreises. Von Griechenland empfing Rom Kunst und Wissenschaft. Zugleich mit beiden verallgemeinerte sich griechische Religion in der Hauptstadt der Welt. Da aber die griechische Religion damals selbst schon ein Gemisch aus allerlei Religionen war, und nun in sie die altitalische auch völlig aufging, so erblicken wir im augusteischen Zeitalter alle damals bekannten Religionsansichten im engen Verbande.

Was also griechische Religion in diesem Zeitalter genannt wird, ist eigentlich der Glaube des Erdkreises, in welche die einzelnen Volksreligionen zerschmolzen sind. Und dies ist was zunächst die dritte Epoche charakterisirt. Jetzo

findet unter den Religionen der Völker nicht blos eine Einheit, sondern auch eine Einerleiheit statt. Allein da Einerleiheit stets zur Erstarrung, zum geistigen Tode führt, so trägt die Weltmythologie den Keim des Verderbens in sich. Vermischung heterogener Elemente, Uebertragung fremdartiger Bestandtheile, Aneinanderknüpfung ursprünglich getrennter Dinge kann nicht eine neue, wahrhafte Lebensepoche herbeiführen, wenn nicht ein jugendliches, frisches Lebensprincip hinzutritt, welches mit neuem Geiste den alten Stoff durchdringt. Da der alte Glaube der Völker eines Princips der Art ermangelte, hielt er sich zwar noch eine Zeit lang aufrecht, zum Theil weil um diese Zeit auch die Ueberreste des höhern Lebens, die ein jedes der Völker noch besass, zusammentraten, zum Theil weil er anfänglich keinen Angriff von Aussen, der gefährlich hätte werden können, zu bestehen hatte, aber gegen die von Judäa ausgehende junge Lehre, als sie einmal festen Fuss gefasst hatte, vermochte er sich nicht zu behaupten.

Es erklärt sich aus dem allgemeinen Sinken des höhern Lebens, das in diesem Zeitalter eben soviel an Breite gewinnt, als an Tiefe verliert, dass der innere Charakter der Mythologie immer mysteriöser wurde. Phantastische Schwärmerei, grauser Naturdienst, unsinniges Ceremoniell treten ganz an die Stelle einer aus dem Bedürfniss des Herzens entspringenden Verehrung des Gött-

lichen. Sittlichkeit geht unter, und der Geist versinkt im Dienste der Sinnlichkeit. Die einzelnen Gottheiten sind kaum mehr von einander zu unterscheiden, so werden sie sämmtlich in einander gemengt und immer eine auf die andere gedeutet. Um ein Beispiel anzuführen, erinnere ich an die Hekate dieser Epoche. Vergl. über sie Voss in den Nov. Act. Soc. Lat. Jen. 1806. S. 365 — 385. Auch treten noch neue Gottheiten hinzu, theils barbarischen Ursprungs, theils durch neue Vorstellungen gebildet. Durchaus allgemein ward jetzt die Annahme, dass die griechischen Nationalgötter Einwanderer seien aus dem Orient, Aegypten und Libyen.

Zwar die bessern der Philosophenschulen halten noch eine Zeitlang an dem überlieferten Lichte der Vernunftwahrheit fest. In ihnen findet sich, besonders in der ersten Hälfte dieses Zeitraums, die Erkenntniss des einigen Gottes erhalten, und in einzelnen Individuen ging sie wohl nie unter. Allein auch die Philosophie vermochte dem allgemeinen Schicksal des Hinsterbens nicht zu entgehen. Der Mysticismus begünstigt durch Geisteserschlaffung drang in sie ein und gab ihr eine verderbliche Richtung. Die Neupythagoräer und Neuplatoniker suchen durch Phantasterei und schwärmerisches Grübeln zu ersetzen, was ihnen an wahrer Tiefe des Geistes und an Schärfe des Urtheilsvermögens abgeht. Vollkommen gleichen sie jenen Sokratelern bei Aristophanes, die

mit dem Gesicht ergründen, was noch unter dem Tartarus ist, während sie mit ihrem Gesäss Sternkunde studiren. Es verlieren sich philosophischer Geist, besonnenes Vernunftstreben, echte Erkenntniss immermehr, selbst in den Schulen der Weltweisheit und an ihre Stelle treten Aberglauben und Unvernunft.

War die Heroenfabel schon im vorigen Zeitraum getrübt und verfälscht worden durch äussere Zusätze und Veränderung des innern Geistes, so blieb ihr in der dritten Epoche von der ursprünglichen Beschaffenheit kaum mehr eine Spur übrig. Denn wie die höhere Götterlehre dem crassesten Mysticismus unterlag, so wurde auch die Heroenfabel ihres historisch-poetischen Charakters gänzlich beraubt und in ein Chaos mystischer Nebelbilder verwandelt. Da aber der gesunkenste Zustand durch eine natürliche Selbsttäuschung sich für den vollendetsten hält, so glaubten auch jetzt die mystischen Erklärer Homers eines besonders hohen Standpunctes sich zu erfreuen. Aehnlicher Selbstbetrug ist leider in den neuesten Zeiten wiedergekehrt, und noch nicht geschwunden.

So verderblich es für die griechische Religion war, dass sie seit Alexandriens Aufblühen und der Gründung des römischen Weltreiches durch Mischung in eine Weltreligion sich auflöste, indem nun Verfall unausbleiblich und Untergang unvermeidlich war, so hat die neue Gestaltung

der Welt in anderer Beziehung äusserst wohlthätig für die Menschheit gewirkt. Es ist nämlich nicht zu verkennen, dass durch den allgemeinen Zusammentritt der Ideen und der Geistesthätigkeit überhaupt der Anlass gegeben wurde, dessen das Christenthum bedurfte, um in die Erscheinung zu treten.

Alle Entwicklung beginnt mit dem Individuellen und endet mit dem Allgemeinen. Dieses Gesetz unsrer Natur kehrt überall in der Geschichte wieder. Die Völker der alten Zeit treten zwar früh mit einander in eine äussere Verbindung, aber erst allmälig und spät wird aus der äussern eine innere, bis gegen Christi Geburt die Grenzen der einzelnen Nationalitäten ganz hinschwinden, und über den gebildeten Erdkreis Ein Glaube, Eine Wissenschaft, Ein Leben überhaupt sich gestaltet. Die Menschheit war auf den Punct gekommen, wo das frühere Völkerleben in ein Weltleben übergehen sollte. Wie hierdurch ein neuer Anfangspunct gegeben war, mit dem abermals eine Epoche der Weltgeschichte beginnen konnte, so wurde nun auch das Bedürfniss nach einer Religion fühlbar, die ihrem Geiste nach dem veränderten Zustande entspräche. Dieses Bedürfniss zu befriedigen schlug man anfänglich einen äusserlichen Weg ein, weil er der leichtere und zunächst sich anbietende war: man versuchte die Mischreligion dem Erforderniss der Zeit anzupassen. Allein

der bisherige Volksglaube war nicht geeignet dem Gesammtleben einen neuen Impuls zu geben. Denn da die allgemeine gleichmässige Cultur der Welt die Grenzen der Nationalitäten durchbrochen und das Nationale aufgelöst hatte, so musste eine diesem Zustande entsprechende Religion frei sein von aller Volksthümlichkeit und das allgemein Menschliche ohne Einkleidung des Nationalen repräsentiren. Die neu aufgestutzte Volksreligion war aber hiervon das Gegentheil. Aus lauter nationalen Bruchstücken Griechenlands, Asiens, Aegyptens, Libyens, Italiens zusammengesetzt, enthielt sie nichts des allgemein Menschlichen, das längst der herrschende Mysticismus vertilgt hatte. Wie auch hätte der Volksglaube noch länger eine feste Herrschaft über die Herzen zu behaupten vermocht, da er dem Herzen sogar nichts mehr anbot, da er dem Verstand ein Spott und der Vernunft ein Aergerniss geworden war? Indess gerade dieser verunglückte Versuch zeigte offenbar, auf welch' anderem und einzigem Wege eine sittliche Wiedergeburt erfolgen könne. Der Versuch des äusserlichen Weges bewies, dass der innere Weg allein zum Ziele führen werde, und daher kann man allerdings sagen, das Christenthum ward durch die Vermischung der alterthümlichen Religionen ans Licht gerufen nicht als directes Ergebniss derselben, sondern in Folge einer Opposition des Geistes und des Herzens gegen dieselbe.

Das Christenthum als neue Form des Göttlichen erfüllte das Bedürfniss der Zeit und wurde daher als nothwendige Bedingung des Lebens hervorgebildet. Es knüpfte sich eigentlich an keine Vergangenheit, an kein Volk, an keine Nationalität, sondern offenbarte sich als Sittengesetz der Menschheit überhaupt. Nicht was Griechen, Asiaten, Aegyptier, Libyer, Römer, jedes Volk im Besondern, als ethisches Gebot unter Bedingungen ihrer Nationalität ausgesprochen hatten, fand sich mit diesen Bedingungen im Christenthume wieder, sondern was überhaupt menschlich sei im höhern Sinn, und vernünftig ohne Beschränkung von Seiten des Nationellen wurde Wesen der neuen Religion. Hiernach wird man ihr Verhältniss zu den übrigen Religionen zu bestimmen im Stande sein.

Die alten Volksreligionen enthalten den Beginn, das Christenthum die Vollendung der sittlichen Cultur; die Volksreligionen sind Vorstufen, das Christenthum ist der Gipfel höchstmöglicher Ausbildung des Herzens. In jenen spricht sich das Vernunftgesetz in der Beschränkung und Unterordnung unter eine Volksthümlichkeit aus, in diesem zeigt es sich frei von jeglicher Volksthümlichkeit, steht über ihr und ist nur durch die allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur begrenzt. Welche Eigenschaft des Christenthums seine Höhe, Vorzüglichkeit und Einzigkeit bildet.

Zwar könnte man einwenden, da, wie oben zugestanden wurde, das Substantielle der Religionen mit einander übereinstimme, und nur das Accidentielle von einander abweiche, so sei keiner Religion vor der andern ein Vorzug einzuräumen, und man dürfe nur sagen, diese oder jene Religion sei für dieses oder jenes Volk und Zeitalter zweckmässiger oder unzweckmässiger. Allein dennoch kann von einem allgemeinen Standpunct aus über grössere oder geringere Vorzüglichkeit irgend eines Glaubens abgeurtheilt werden, wenn man nämlich untersucht, inwiefern das Substantielle von dem Accidentiellen beherrscht wurde, oder dieses beherrschte. Je prägnanter ein Glaube umgrenzt ist von den Formen eines Volkes oder Zeitalters, desto mehr herrscht das Accidentielle über das Substantielle, und um so niedriger wird er im Vergleich mit einer Religion anzuschlagen sein, die in den freiesten Formen sich bewegt, in der also die Substanz herrscht über die Accidenz. Alle Volksreligionen der alten Welt zeigen mehr oder weniger die Herrschaft der Accidenz über die Substanz, nur die christliche Religion zeigt das umgekehrte Verhältniss. Es ist also keine Religion gleich hoch mit der christlichen anzuschlagen.

Die letzte Epoche kann wie die vorhergehende füglich in zwei Unterabtheilungen gesondert werden. Die erste geht von Alexanders des Grossen Tode bis zur Ausbreitung des Christenthums

im Zeitalter des Kaisers Nero. In ihr findet der Zusammentritt der Volksreligionen statt, wodurch ein allgemeiner Glaube geschaffen wird, dem man für die Zukunft Dauer zu geben bemüht ist. Aber der Versuch erweist sich als unglücklich. Die Philosophie macht zwar keine Fortschritte mehr, doch sucht sie das Ueberlieferte zu erhalten und im Einzelnen genauer zu bestimmen. Die zweite Unterabtheilung, welche bis zum Verschwinden des Heidenthums reicht, stellt den Kampf der alten und neuen Lehre dar. Man sucht den Volksglauben zu stützen, indem man christliche Lehren in ihn hineinmengt, und diese mit mystischem Geiste verarbeitet. Die Philosophie dieses Zeitabschnittes dient dem Mysticismus und wird Vertheidigerin der alten Religion, durch deren symbolische Interpretation sie die tiefsten Geheimnisse der Natur und Gottheit auffinden zu können vermeint. Aber das nichtige Bestreben, welches ein Damm sein soll gegen das Christenthum, trägt dazu bei die Ausbreitung des Christenthums zu befördern und dessen Triumph zu beschleunigen.

Ueber die Quellen dieses Zeitraums bedarf es keiner besondern Auseinandersetzung. Denn es versteht sich von selbst, dass die seit Alexander lebenden Schriftsteller für die Darstellung der dritten Epoche zu benutzen sind.

Als Beweisführung für eine im Obigen gethane Behauptung schliesse sich ein Aufsatz an, der zugleich als Probe künftiger Darstellung gelten kann. Er gibt mir Gelegenheit die Manier meiner Behandlung im Einzelnen zu zeigen, und Kenner werden beurtheilen können, was an ihr zu tadeln ist, was zu billigen sein möchte. Gründliche Zurechtweisung ist stets Gewinn für den Irrenden.

VIII.

Schicksalsmacht der altgriechischen Zeit.

Durch die Bildung des Polytheismus hoch über Götter und Menschen gestellt erhält Zeus Beinamen und Bezeichnungen, welche sowohl seine hohe Einsicht, als unumschränkte Machtvollkommenheit ausdrücken. Er heisst der Berather (*μητίετα* [1]), der höchste Lenker (*ὕπατος μήστωρ* [2]), der weitschauende (*εὐρύοπα*, *εὐρύωψ* [3]), der

---

[1]) Il. I, 508. II, 197. 324. VI, 198. VII, 478. VIII, 170. IX, 377. X, 104. XI, 278, XII, 279. XV, 377. 599. XVI, 249. XXIV, 314. — Od. XIV, 243. XVI, 298. XX, 102. — [2]) Il. VIII, 22. XVII, 339. — [3]) Il. V, 265. VIII, 442. IX, 419. 686. XIII, 732. XIV, 203. XV, 724. XVI, 241. XVII, 545. XXIV, 296. — Od. II, 146. III, 288.

alles enthüllende (πανομφαῖος [4]), der unwandelbare Rathschläge wissende (ἄφθιτα μήδεα εἰδώς [5]). Er ist der weiseste aller Götter und Menschen [6]). Wenn man also einen Mann als sehr weise bezeichnen wollte, so sagte man von ihm, er sei dem Zeus an Einsicht gleich. Διὶ μῆτιν ἀτάλαντος wird Odysseus [7]) und Hektor [8]) genannt. Den Richtern gibt er die Gesetze ein [9]) und bestraft die ungerecht richtenden [10]). Er verleiht den Menschen Verstand [11]), begeistert die Sänger [12]) und ist Vater der Musen [13]).

Auf unumschränkte Machtvollkommenheit deuten folgende Beinamen: der grosse (μέγας [14]), der grösste und ruhmwürdigste (κύδιστος, μέγιστος [15]), der schrecklichste (αἰνότατος [16]), der sehr gewaltige (ἐρισθενής [17]), der über-

---

IV, 173. XI, 436. XIV, 235. XVII, 322. XXIV, 544. und Il. I, 498. VIII, 206. XIV, 265. XV, 152, XXIV, 98. 331. — [4]) Il. VIII, 250. — [5]) Il. XXIV, 88. — [6]) Il. I, 545 flg. XIII, 355. 631 flg. — Od. XX, 75. — [7]) Il. II, 169. 407. 636. X, 137. — [8]) Il. VII, 47. XI, 200. — [9]) Il. I, 239. — [10]) Il. XVI, 386 flg. — [11]) Il. XIII, 732. — [12]) Od. I, 348. — [13]) Il. II, 491 flg. 598. — Od. I, 10. VIII, 488. — [14]) Il. II, 134. V, 907. VI, 304. 312. VII, 24. IX, 502. 536. X, 296. XII, 241. XIV, 417. XVII, 409. XVIII, 292. XXI, 187. 198. XXIV, 90. — Od. IV, 27. VI, 151. 323. VIII, 82. IX, 411. XI, 255. 268. 604. XVI, 403. XIX, 179. XXII, 334. 379. XXIV, 521. — [15]) Il. II, 412. III, 276. 298. 320. VII, 202. XXIV, 308. — [16]) Il. I, 552. IV, 25. VIII, 462. XIV, 330. XVI, 440. XVIII, 361. — [17]) Il. XIX, 355. XXI, 184. — Od. VIII, 289.

starke (ὑπερμενής [18]), der hochthronende (ὑψίζυγος [19]), der höchste (ὕπατος [20]), der höchste der Könige (ὕπατος κρειόντων [21]), der Götter höchster und bester (θεῶν ὕπατος καὶ ἄριστος [22]), der beste der Götter (θεῶν ἄριστος [23]), und der beste der Menschen und Götter (ἀνδρῶν ἠδὲ θεῶν ἄριστος [24]).

Als König der Götter und Menschen wird Zeus an mehreren Stellen [25]) anerkannt. In seinem Palast versammeln sich täglich die Götter zu gemeinschaftlicher Berathung und zum geselligen Male [26]). Für letzteres tragen dem Zeus Tauben Ambrosia zu, wie es scheint aus Elysium [27]). Sowie der König in die Versammlung tritt, erheben sich aus Ehrfurcht die übrigen Götter von ihren Sitzen und gehen ihm entgegen [28]). An Erhabenheit und Würde kommt nichts dem Zeus gleich. Wenn er etwas untrüglich verspricht, so winkt er mit dem Haupte, wobei der

---

18) Il. II, 116. 350. 403. VII, 315. 481. VIII, 470. IX, 23. XI, 727. XIII, 226. XIV, 69. — 19) Il. IV. 166. VII, 69. XI, 544. XVIII, 185. — 20) Il. V, 756. — 21) Il. VIII, 31. — Od. I, 45. 81. XXIV, 473. — 22) Il. XIX, 258. XXIII, 43. — Od. XIX, 303. — 23) Il. XIII, 154. — 24) Il. XIX, 96. — 25) Il. II, 669. IV, 61. XII. 242. XV, 97. XVIII, 366. — Od. IX, 552. XIII, 25. XX, 112. — 26) Il. I, 222. 533. IV, 1. VII, 443. VIII, 2. XIV, 189. 224. XV, 84. 101. XX, 4. XXI, 438. 505. 520. XXIV, 31. — Od. I, 27. V, 3. — 27) Od. XII, 63. — 28) Il. I. 533.

Olymp bebt [29]. Auch sein Gang erschüttert den Göttersitz [30]. Agamemnon in seiner Herrscherglorie mit dem Glanz irdischer Majestät umgeben ist an Augen und Stirn, dem Sitz der Hoheit, dem Zeus ähnlich [31]. Eine Reise zu Fuss zu unternehmen, wie es wohl andere Götter thun, ist für den König nicht anständig: stets fährt er in einem Rossgespann daher [32]. Zwei Boten hat er, Göttern und Menschen seine Befehle zu verkünden: Iris und Hermes; denn nie bemüht er sich in eigener Person die Meldung zu bringen [33]. Als Zeus Botin wird auch noch Ossa genannt [34]. Der Schild des Zeus ist die Aegis [35]. Sie prangt mit hundert goldnen Quasten und ist rundum mit drohendem Schrecken umkränzt. Auf ihr ist der Streit, die Vertheidigung und die Verfolgung gebildet. In der Mitte prangt das Gorgonenhaupt. Unzerbrechlich und unsterblich wie sie ist, kann sie selbst durch Zeus Blitzstrahl nicht bezwungen werden [36]. Von ihr führt Zeus den Beinamen

---

29) Il. I, 524 flg. — 30) Il. VIII, 443. — 31) Il. II, 478. — 32) Il. VIII, 41 flg. 438 flg. wonach auch Stellen wie Il. XI, 182 flg. zu deuten. — 33) Il. II, 786 flg. VIII, 398 flg. XI, 185 flg. XV, 157 flg. XXIV, 77 flg. 143 flg. 333 flg. — Od. I, 38 flg. V, 28 flg. Zuweilen bedient sich Zeus noch anderer Götter als Boten, z. B. der Themis Il. XX, 4. — 34) Il. II, 93. Od. I, 282. II, 216. — 35) Il. IV, 167. XV, 229. 310. XVII, 593. — 36) Il. II, 447 flg. V, 733 flg. XXI, 401. —

Aegishalter (αἰγίοχος [37]). Die Angriffswaffe des Götterkönigs ist nicht Lanze, Bogen und Schwert, wie andere Götter sie führen, sondern der flammende Blitz. Ihn in den Händen sehen wir den Gott in seiner Majestät vom Olymp zum Ida fahren [38].

Das Herrscheramt über die Götter weiss Zeus durch zweckmässige Strenge zu behaupten. Wer sich seinen Befehlen widersetzen will, dem droht er mit Donnerschlägen und Herabstürzung in den Tartarus [39]). Da er so stark ist, dass er es nicht nur mit jedem einzelnen Gott, sondern sogar mit allen zusammen aufnimt [40]), so kümmert er sich wenig darum, was die übrigen Götter zu seinen Befehlen denken mögen [41]), wofern sie nur ihnen gehorchen. Auch ziehen es die Götter vor, in den Willen des Zeus sich zu

[37]) Il. I, 202. 222. II, 157. 348. 375. 491. 598. III, 426. V, 115. 396. 635. 693. 714. 733. 742. 815. VI, 420. VII, 60. VIII, 287. 352. 375. 384. 427. X, 278. 553. XI, 66. XII, 209. XIII, 825. XIV, 160. 252. XV, 175. 242. 379. XVII, 176. XXI, 420. XXII, 221. — Od. III, 42. 394. IV, 752. 762. V, 103. 137. VI, 105. 324. IX, 154. 275. XIII, 252. 371. XV, 245. XVI, 320. XXIV, 164. 529. 547. — [38]) Il. VIII, 41 flg. XI, 182 flg. — [39]) Il. I, 566 flg. VIII, 10 flg. 402 flg. 454 flg. XV, 113 flg. 162 flg. — [40]) Il. I, 566 flg. 580 flg. 589 flg. II, 118. IV, 56. VIII, 17 flg. 32. 210 flg. 451. IX, 25. XV, 107 flg. 121 flg. 132 flg. 165 flg. 181 flg. XX, 243. — Od. IV, 237. V, 4. 103 flg. 137 flg. — [41]) Il. I, 564 flg. VIII, 477 flg. XI, 78 flg. XV, 104 flg.

fügen, nicht blos dass sie directe Gebote und Verbote beachten, sondern auch wenn sie unabhängig davon auf eigene Hand etwas zu unternehmen gedenken, so fragen sie erst um Erlaubniss [42]). In Augenblicken leidenschaftlicher Aufwallung wagen es zwar die mächtigsten der übrigen Götter den Gedanken an Auflehnung zu fassen, wie Here, Athene, Poseidon und Ares [43]), aber die Furcht vor Strafe bringt sie meist wieder zur Besinnung. Here wagte es, den ihr verhassten Herakles auf der Heimath von Troia nach Kos zu verstürmen: schrecklich war die Rache des erwachenden Zeus. Er hängt die Gemahlin auf, geisselt sie, fesselt ihr die Hände und beschwert die Füsse mit Ambossen. Da vermochte Keiner die Königin zu befreien. Wer es versuchte, den ergriff Zeus, und schleuderte ihn vom Olymp herab: ein Unglück, welches den kühnen Hephästos erreichte. Den an Here's Vergehen mitschuldigen Schlafgott rettete allein die Nacht [44]). Glücklicher war Here, als sie den Hektor zu verderben ihren Gemahl durch Liebe bethört hatte. Gewandt wusste für dies-

---

[42]) Il. I, 577 flg. II, 786 flg. IV, 73. V, 34. 757 flg. 877 flg. VIII, 210. 409. XI, 195. XIV, 309 flg. XV, 78. 150. 168. 236. XVII, 545. XIX, 349. XX, 4. XXI, 290. — Od. V, 99. 137 flg. XIII, 127 flg. 147 flg. XXIV, 472 flg. — [43]) Il. VIII, 198 flg. 350 flg. XV, 113 flg, 184 flg. — [44]) Il. I, 587 flg. XIV, 249 flg. XV, 14 flg.

mal die Königin durch Eidschwur sich zu reinigen [45]). Ueberhaupt ist sie die einzige, die eine fast durchgehende Opposition gegen Zeus wagt. Dieser daran gewöhnt ist daher über eine neue Widersetzlichkeit derselben weniger erzürnt, als wenn ein anderer Gott sich aufzulehnen erkühnt. Kaum bändigt er noch die widerspenstige Gattin mit Worten [46]). Weil Here eine Tochter des Kronos und Gemahlin des Götterköniges ist, nicht weil sie an Kraft und Gewalt sich vorzüglich auszeichnete, wird ihr so manches nachgesehn, was andere Götter sich nicht erlauben dürfen [47]).

Wo ihn jedoch nicht Widerspruch aufreitzt, oder offener Ungehorsam, zeigt sich der Götterkönig nachgiebig und gnädig. Der flehenden Thetis verspricht er Genugthuung für ihren Sohn [48]), der Here die Zerstörung von Ilios [49]), dem Poseidon die Zerstörung der achäischen Mauer [50]), der Athene die Errettung des Odysseus [51]). Der Here und Athene gestattet er den Ares zu bekämpfen [52]), dem Poseidon an den Phäaken Rache zu nehmen [53]), den gesammten

---

[45]) Il. XV, 36 flg. — [46]) Il. I, 518 flg. 536 flg. IV, 24 flg. V, 892 flg. VIII, 407 flg. 421 flg. 444 flg. — [47]) Il. I, 545 flg. IV, 57 flg. XVIII, 357 flg. 362 flg. — [48]) Il. I, 524 flg. — [49]) Il. IV, 37 flg. — [50]) Il. VII, 459 flg. — [51]) Od. I, 64 flg. V, 22 flg. — [52]) Il. V, 765 flg. — [53]) Od. XIII, 125 flg.

Göttern Theilnahme an der Schlacht vor Ilios [54]), und auf geschehene Gegenvorstellung steht er auch von dem Plan ab, den Sarpedon und Hektor vom drohenden Tode zu befreien [55]).

Dass Zeus den Göttern die Aemter und Würden vertheilt habe, ist gewiss hesiodeische Vorstellung [56]), aber wahrscheinlich auch schon homerische. Zwar Poseidon und Aïdoneus erhielten ihre Herrschaft durchs Loos [57]), aber von der Artemis wird ausdrücklich gesagt, dass Zeus sie zur Todesgöttin und Jägerin bestellt habe [58]). Dass Here Gattin des Zeus wurde, verdankte sie nur seiner Wahl [59]). Da nun Zeus über alle Götter herrscht, was ist wahrscheinlicher, als dass er nach damaligem Volksglauben einem jeden seinen Platz angewiesen habe? Mit welcher Annahme die Angabe stimmt, dass Aeolus der Hippotade zum Verwalter der Winde von Zeus gemacht worden ist [60]).

Wie über die Götter, so herrscht Zeus auch über die Natur. Er erschafft und ordnet Jahre, Tage, Nächte und Stunden [61]). Von ihm wird jegliche Veränderung der Witterung, jegliches Unwetter hergeleitet: Wolken, Gewitter, Regen,

---

54) Il. XX, 23 flg. — 55) Il. XVI, 430 flg. XXII, 167 flg. — 56) Hes. Theog. 390 flg. 411 flg. 885. — 57) Il. XV, 187 flg. — 58) Il. XXI, 483 flg. — 59) Il. XIV, 295 flg. — 60) Od. X, 21. — 61) Il. II, 134. Od. XII, 399. XIV, 93. XV, 477. XXIV, 344.

Hagel, Schnee, Ueberschwemmungen, Stürme und plötzliche Verfinsterung [62]). Daher hat er auch den Regenbogen in die Wolken gestellt [63]). Hiervon führt er mehrere Beinamen: Herrscher im Aether (αἰθέρι ναίων [64]), schwarzwolkiger (κελαινεφής [65]), Wolkenversammler (νεφεληγερέτα [66]), lautdonnernder (ἐρίγδουπος, ἐριβρεμέτης [67]), hochdonnernder (ὑψιβρεμέτης [68]), blitzfroher (τερπικέραυνος [69]), hellblitzender

---

[62]) Il. II, 146. 350. 353. V, 91. 522. VII, 479. VIII, 75 flg. 133 flg. 170. 405. 419. 455. IX, 236 flg. X, 5 flg. 154. XI, 66. 184. 493. XII, 25 flg. 252 flg. XIII, 242 flg. 796. XIV, 19. 343 flg. 350 flg. 414. 417. XV, 117. 153. 377. 379. XVI, 298. 365. 386 flg. 458 flg. 567. XVII, 594 flg. XIX, 357. XX, 56. XXI, 198 flg. 401. — Od. V, 128, 131. 176. 303 flg. VII, 250. IX, 67 flg. 111. 358. XII, 313 flg. 387. 405. 415. flg. XIV, 303. 306. 457. XV, 297. 475. XX, 103 flg. 121. XXI, 413. XXIII, 330 flg. XXIV, 42. 539. — [63]) Il. XI, 27 flg. XVII, 547 flg. — [64]) Il. II, 412. IV, 166. Od. XV, 523. — [65]) Il. I, 397. II, 412. VI, 267. XI, 78. XV, 46. XXI, 520. XXII, 178. XXIV, 290. — Od. IX, 552. XIII, 25. 147. — [66]) Il. I, 511. 517. 560. IV, 30. V, 631. 736. 764. 888. VII, 280. 454. VIII, 38. 387. 469. X, 552. XIV, 293. 312. 341. XV, 154. 220. XVI, 666. XVII, 198. XX, 10. 19. XXI, 499. XXII, 182. XXIV, 64. Od. I, 63, V, 21. IX, 67. XII, 313. 384. XIII, 139. 153. XXIV, 477. — [67]) Il. V, 672. VII, 411. X, 329. XII, 235. XIII, 154. XV, 293. XVI, 88. — Od. VIII, 465. XV, 112. 180. Il. XIII, 624. — [68]) Il. I, 354. XII, 68. XIV, 54. XVI, 121. Od. V, 4. XXIII, 331. — [69]) Il. I. 419. II, 478. 781. VIII, 2. XI, 773. XII, 252. XVI, 232. XXIV, 529. — Od. VII, 164. 180. XIV, 268. XVII,

(ἀργικέραυνος [70]), Blitzschleuderer (ἀστεροπητής [71]), Blitzeversammler (στεροπηγερέτα [72]). Von ihm werden die Flüsse genährt, die deshalb von Zeus gefallene, d. h. entsprungene genannt sind (Διιπετής [73]). Poseidon zwar [74]) räumt dem Zeus nur die Herrschaft im Aether und in den Wolken ein, und beruft sich darauf ausdrücklich, dass er das Meer erloost habe, der Olymp und die Erde aber allen Göttern gemein sei; indess sieht man aus den angeführten Stellen, dass Zeus seine Herrschaft erweitert habe und Seestürme ebenso gut errege als Poseidon. Der Widerspruch verschwindet, wenn man annimmt, dass ehe Zeus im Volksglauben zum König der Götter und Menschen erhoben wurde, er mit Poseidon und Aïdes in einem coordinirten Verhältniss gestanden und damals seine Herrschaft über die Natur auf die obere Luftregion sich beschränkt habe. Als aber alle Götter gegen Zeus in ein subordinirtes Verhältniss traten, dehnte Zeus seine Gewalt auch im Reiche der Natur aus. Die Veränderung erklärt Poseidon für Anmassung, dennoch aber fügt er sich und erkennt mithin die neue Ordnung der Dinge selbst an.

---

437. XIX, 365. XX, 75. XXIV, 24. — [70]) Il. XIX, 121. XX, 16. XXII, 178. — [71]) Il. I, 580. 609. VII, 443. XII, 275. — [72]) Il. XVI, 298. — [73]) Il. XVI, 174. XVII, 263. XXI, 268. 326. Od. IV, 477. 581. VII, 284. — [74]) Il. XV, 187 flg.

Nicht weniger übt Zeus Herrschaft über die Menschen. Den Königen verleiht er ihre Würde [75]); ihm sind die beschworenen Verträge heilig [76]), und er bestraft deren Uebertretung [77]). Er ist Beschützer und Rächer des Gastrechts, Schutzpatron der Fremdlinge und Darbenden [78]). Daher heisst er auch der gastliche (ξείνιος [79]) und Schutzgott der Flehenden (ἱκετήσιος [80]). Flehende überhaupt erfreuten sich seines Beistandes: denn die Bitten sind seine Töchter [81]):

Wer nun mit Scheu aufnimt Zeus Töchter, sobald sie sich nahen,
Dem auch nützen sie sehr und hören ihn, wenn er sie anruft.
Doch wenn einer verschmäht und trotziges Sinnes sich weigert,
So flehn diese nunmehr, zu Zeus Kronion sich wendend,
Dass ihm folge die Schuld, damit er gezüchtiget büsse.

Die Schuld, welche hierauf starrsinnige Männer umstrickt, ist ebenfalls eine Tochter des

75) Il. I, 175 flg. 279. 353 flg. II, 197. 205. 482. V, 225. IX, 37 flg. 98 flg. 608. XVII, 251. XX, 302 flg. Od. I, 386 flg. — 76) Il. III, 107. 280. — 77) Il. IV, 160. 166 flg. 235. VII, 76. 411. — 78) Il. XIII, 624 flg. — Od. VI, 207. VII, 165. 181. IX, 270 flg. 479. XIII, 213. XIV, 57 flg. 283. 389. — 79) Il. XIII, 625. — Od. XIV, 284. 389. — 80) Od. XIII, 213. — 81) Il. IX, 508 flg.

Zeus [82]). Die Frevler an Göttern und Menschen bleiben ihm nicht unbemerkt und entgehen der Züchtigung nicht [83]). Die ganze Freiergeschichte auf Ithaka ist ein grosser Beweis hiervon. Der übermüthige Bellerophontes irrt den Göttern verhasst einsam auf dem aleïschen Gefilde umher [84]). Den frechen Lykurgus blendet Zeus [85]). Die ruchlosen Männer Tityus, Tantalus, Sisyphus [86]) büssen in der Unterwelt ihre Missethaten durch Qualen ewiger Dauer. Als Schutzherr des Hauses und der inwohnenden Familie führt Zeus den Beinamen ἑρκεῖος und hat im Vorhofe einen Altar [87]).

Seinen Willen verkündet der Götterkönig den Menschen theils durch Iris und Hermes, theils durch gesendete Zeichen, theils durch Träume [88]). Der Regenbogen deutet entweder auf Krieg, oder auf Wintersturm [89]). Schiffenden und Kämpfenden sind Sterne zum Zeichen geordnet [90]). Den in Aulis opfernden Griechen wird ein Drache [91]) und den siegenden Troern eine Schlange [92]) zugesendet. Die gewöhnlichsten Verkünder des höchsten Willens sind Donner und Blitze, die

82) Il. XIX, 91. — 83) Od. I, 379. II, 144. III, 152. XVI, 260. 422. XVII, 51. 60. — 84) Il. VI, 200. — 85) Il. VI, 139. — 86) Od. XI, 576 flg. — 87) Od. XXII, 334 flg. 379. — 88) Il. I, 63. II, 6 flg. 26 flg. 63 flg. — 89) Il. XI, 27 flg. XVII, 547 flg. — 90) Il. IV, 75 flg. — 91) Il. II, 309 flg. — 92) Il. XII, 209.

wenn sie auf der rechten Seite gewahrt werden, Glück verkünden [93]): nächstdem aber der Adler, der edelste unter den Vögeln [94]).

Da nun Zeus überall als oberster Herrscher anerkannt wird, so heisst er mit Recht der Vater (πατήρ [95]), oder vollständiger: der Vater der Menschen und Götter (πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε [96]).

Nach dem was bisher gezeigt worden, wird man schon geneigt, die Frage, ob das homerische Zeitalter die Schicksalsmacht als identisch mit Zeus sich dachte, bejahend zu beantworten. Denn wäre dies nicht der Fall gewesen, so würden Beinamen wie die meisten der oben ange-

---

93) Il. II, 353. IX, 236. — Od. XX, 102 flg. XXI, 413 flg. XXIV, 539. — 94) Il. VIII, 247 flg. XII, 201. XXIV, 315. Od. II, 146. XV, 161. — 95) Il. I, 503. 534. 578. 579. II, 146. 371. III, 276. 320. 350. 365. IV, 23. 235. 288. V, 33. 362. 421. 457. 734. 757. 762. 872. VI, 259. VII, 60. 132. 179. 202. 446. VIII, 31. 69. 236. 245. 397. 438. 460. X, 154. XI, 66. 80. 201. 544. XII, 164. XIII, 631. 796. 818. XIV, 352. 414. XV, 236. 372. 637. XVI, 97. 227. 250. 253. 676. XVII, 19. 46. 498. 630. 645. 648. XIX, 121. 270. 355. XX, 11. 192. XXI, 83. 273, 506. 508. 512. XXII, 60. 178. 209. 229. XXIV, 100. 287. 308. — Od. I, 45. 81. IV, 341. V, 7. VII, 311. 316. 331. VIII, 289. 306. XII, 63. 65. 371. 377. XIII, 51. 128. XIV, 440. XV, 341. XVI, 260. XVII, 132. XVIII, 235. XX, 98. 112. 201. XXI, 200. XXIV, 351. 376. 473. 518. — 96) Il. I, 544. IV, 68. V, 426. VIII, 49. 132. XI, 182. XV, 12. 47. XVI, 458. XX, 56. XXII, 167. XXIV, 103. — Od. I, 28. XVIII, 137.

führten an einem Gott befremden, der noch eine höhere Macht über sich anzuerkennen hätte, und gar nicht liesse es sich reimen, wie Zeus als Unterthan der Möra unbedingte Herrschaft über die Götter zu üben vermöchte, da doch der äschyleische Zeus den einen Prometheus nicht zu bezwingen vermag. Die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert jedoch eine noch genauere Erörterung der Sache, die nur durch die zusammenstellende Betrachtung einer Menge einzelner Stellen möglich wird. Zunächst möge untersucht werden, ob sich in dem Kriege vor Ilios eine Spur einer von Zeus gesonderten Schicksalsmacht zeige.

Als Here über die geheime Berathung zwischen Zeus und Thetis ungehalten ist, sucht sie Zeus zu beruhigen [97]):

Here, nur nicht sämmtliche meiner Beschlüsse erwarte
Zu durchschaun, schwer wird es dir sein, wiewohl du bist Gattin.
Zwar den dir zu vernehmen gestattet ist, keiner hinführo
Weder der Götter vorher wird wissen ihn, weder der Menschen.
Doch den Ich von den Göttern entfernt zu ersinnen gedenke:
Wolle nicht jegliches dieses erkundigen, oder erforschen.'

[97]) Il. I, 545 flg.

und da sie fürchtet, dass Zeus die Achäer zu schlagen gedenke, so erwiedert dieser [98]):

> Falls dass dieses geschieht, so wirds mir also genehm sein.

In der darauf folgenden Nacht sinnt Zeus nach, wie er am leichtesten die Achäer verderbe, und sendet dem Agamemnon ein Traumgesicht [99]. Dieser hierdurch getäuscht, versucht das Heer in der Volksversammlung [100]):

> Hart hat Zeus Kronion in drückende Schuld mich verstricket.
> Grausamer, welcher mir einst mit gnädigem Winke gelobet,
> Heimzugehn ein Vertilger der wohlummauerten Troia.
> Aber verderbliche Täuschung beschloss er jetzo, und heisst mich
> Ruhmlos kehren nach Argos, nachdem viel Volks ich verderbet.
> Also wird es gefallen dem überstarken Kronion,
> Der schon vielen der Städte die Häupter in Trümmer geworfen,
> Auch noch werfen sie wird, denn seine Gewalt ist die grösste.

Nachdem Paris von Menelaos besiegt worden, überlegt Zeus, ob er Ilios retten oder preisgeben solle [1]). Als die Achäer die Mauer gebaut ha-

---

[98]) Il. I, 564. — [99]) Il. II, 3 flg. — [100]) Il. II, 111 flg. — [1]) Il. IV, 5 flg.

ben, beschliesst er des Abends ihr Unglück [2]) und führt diesen Entschluss am andern Tage aus [3]). Da ermahnt Nestor den Diomedes [4]):

Auf Tydeide, und wende zur Flucht die stampfenden Rosse!
Etwa noch nicht erkennst du, dass Zeus dir Hülfe verweigert?
Jetzo zwar gibt diesem den Siegsruhm Zeus der Kronide
Heute, ein andermal wieder auch uns, sobald's ihm beliebet,
Schenket er ihn, nie mag ja ein Mann Zeus Rathschluss hindern,
Sei er auch noch so stark, da um vieles gewaltiger Er ist.

Auf Hektors kränkende Worte fasst Diomedes dreimal den Entschluss umzukehren [5]):

Dreimal von Ida's Berghöhn donnerte Zeus der Berather,
Troia's Volk ankündend der Schlacht umwechselnden Siegsruhm.

Zwar kann man einwenden, dass Zeus kurz vorher durch die goldene Wage erst des Schicksals Willen erforscht zu haben scheine [6]), aber dann sieht man nicht, was der Thetis ihr Gesuch bei Zeus nützen soll, und wie Zeus selber mit ihr und später allein das Verderben der Achäer be-

---

[2]) Il, VII, 478 flg. — [3]) Il. VIII, 75 flg. — [4]) Il. VIII, 139 flg. — [5]) Il. VIII, 170 flg. — [6]) Il. VIII, 69 flg.

schliessen könne. Offenbar ist also hier sowohl als ein andermal, wo sie wiederkehrt [7]), und wo ebenfalls der Zusammenhang jeden Gedanken einer höhern Schicksalsmacht verbietet, die Schicksalswage nichts als ein poetischer Ausschmuck, wodurch bezeichnet wird, dass Zeus den bereits gefassten Entschluss zur Ausführung bringe. Denn nicht eher nimmt Zeus bei dem bevorstehenden Zweikampf des Achilleus und Hektor die Wage zur Hand, bis er aus freier Entschliessung der Athene den Untergang Hektors versprochen [8]), so dass also gar nicht mehr zweifelhaft ist, wer der beiden Heroen fallen werde.

Der geschlagene Agamemnon fleht Zeus um Errettung an [9]):

Also sprach er mit Thränen, und Mitleid fasste den Vater,
Der ihm winkte die Rettung des Volks, und nicht das Verderben.
Sogleich sandt' er den Adler, den edelsten unter den Vögeln.

Am Abend in der Götterversammlung sagt Zeus zu seiner Gemahlin [10]):

Morgen gewiss noch ärger den überstarken Kronion

---

[7]) Il. XXII, 209 flg. Womit zu vergleichen Il. XVI, 658. XIX, 223. — [8]) Il. XXII, 183 flg. — [9]) Il. VIII, 245 flg. — [10]) Il. VIII, 470 flg.

Wirst du sehn, so du willst, grossäugige, herrliche Here,
Tilgen ein zahlreich Heer aus Argos Lanzengeübten.

Den Tag darauf setzt er seine Absicht durch, wie sehr auch Götter und Menschen dagegen anstreben. Dass er hierbei als vollkommen freier Herrscher sich benimmt, setzen eine Menge von Stellen ausser allen Zweifel. Den Hektor vor dem tobenden Agamemnon zu bewahren, entsendet Zeus die Iris [11]:

Eile mir hurtige Iris, das Wort zu verkünden dem Hektor.
Wie lang' als er noch sieht Agamemnon den Hirten der Völker
Stürmend im Vordergefecht hinraffen die Reihen der Männer,
So lang' halt' er sich fern, doch dem andern Volke gebiet' er,
Gegen die Feinde zu kämpfen in heftiger Feldschlacht Andrang.
Aber nachdem vom Speere verwundet wo, oder vom Pfeile,
Jener den Wagen bestieg, alsdann ihm Stärke gewähr' ich,
Niederzuhauen bis er nahet den schön umbordeten Schiffen,
Bis sich senket die Sonn' und herankommt heiliges Dunkel.

---

[11]) Il. XI, 186 flg.

Als Poseidon geheim vor Zeus die Achäer unterstützt, heisst es [12]):

Doch zwieträchtigen Sinns, die gewaltigen Söhne des Kronos,
Schufen nunmehr dem Geschlechte der Helden verderbliches Unheil.
Denn Zeus strebte den Troern und Hektor Sieg zu gewähren,
Ehre bereitend Achilleus dem rüstigen; aber nicht gänzlich
Wollt' er Achaia's Volk vor Ilios lassen verderben.
Thetis verherrlicht' er nur und den Sohn hochherziges Muthes.

Hiermit übereinstimmend klagt Agamemnon [13]):

Also wird es gefallen dem überstarken Kronion,
Dass hier ruhmlos sterben von Argos fern die Achäer.
Denn wohl wusst' ich es, als er die Danaer willig beschirmte,
Weiss auch jetzt, dass er diese, als wären es selige Götter,
Schmücket mit Ruhm, uns aber die Kraft und die Händ' hat gefesselt.

Als Here durch Eidschwur von dem Verdacht der Hinterlist sich gereinigt, setzt ihr Zeus seinen Plan auseinander. Gedrängt sollen die Achäer werden durch Hektor bis Achilleus den Patroklos schicke. Dieser erschlage viele und unter

---

[12]) Il. XIII, 345 flg. — [13]) Il. XIV, 69 flg.

ihnen den Sarpedon, werde aber selbst von Hektor erschlagen. Darauf tödte Achilleus den Hektor [14]):

Alsdann aber von neuem Verfolgung weg von den Schiffen
Immerdar werd' ich bereiten unwandelbar, bis die Achäer
Ilios Höhn einnehmen, geleitet vom Rath der Athene.
Eher jedoch nicht bezähm' ich den Zorn, auch keinem der andern
Götter die Danaer dort zu vertheidigen werd' ich gestatten.
Ehe dem Peleionen erfüllt ward, was er verlanget.
Wie ich zuerst ihm verhiess mit gewährendem Winke des Hauptes.

Dem Apollon aber befiehlt Zeus [15]):

Auf, du nimm in die Hände die quastumbordete Aegis.
Diese mit Macht herschwingend erschrecke die Helden Achaia's.
Aber besorge du selbst, Ferntreffer, den strahlenden Hektor.
Denn so lang' erreg' ihm den Muth hoch, bis die Achäer
Fliehend daher die Schiff', und den Hellespontos erreichet.
Hierauf selber gedenk' ich mit Wort und That es zu ordnen,
Dass sich auch wieder erholen der Kriegsarbeit die Achäer.

---

[14]) Il. XV, 69 flg. — [15]) Il. XV, 229 flg.

Nachdem Apollon den erhaltenen Befehl ausgerichtet, folgt die Niederlage der Achäer [16]:

Troia's Kämpfer, den roheinschlingenden Löwen vergleichbar,
Stürmten hinein in die Schiffe des Zeus Aufträge vollendend.
Immer vergrössert' er ihnen die Kraft, doch des Muthes beraubt' er
Argos Volk, wegnahm er den Ruhm und erregete diese.
Denn es beschloss sein Herz Siegsruhm zu gewähren dem Hektor,
Priamos Sohn, auf dass den gebogenen Schiffen er Feuer
Schrecklicher Flamm' einwerf', und der Thetis grausame Bitte
Vollbracht werde durchaus; drum harrete Zeus der Berather
Eines entflammeten Schiffs Glutstrahl mit den Augen zu sehen.
Denn dann hatt' er beschlossen Verfolgung weg von den Schiffen
Ueber die Troer zu bringen, den Danaern Ruhm zu gewähren.
Also gesinnt an den ausgehöhleten Schiffen erregt' er
Hektor Priamos Sohn, der heftig schon strebte von selber.

Im Folgenden sehen wir, dass Zeus den Sarpedon vom Tode zu retten gedenkt, aber durch

---

16) Il. XV, 592 flg.

Here von seinem Plan abgelenkt wird [17]). Weder das eine noch das andere ist möglich, wenn Zeus nicht die oberste Schicksalsmacht selbst ist. Daher μοῖρα hier nichts anders heisst als der gewöhnliche Lauf der Dinge, und der Ausdruck πάλαι πεπρωμένον αἴσῃ nur von einem frühern Entschluss des Zeus [18]) verstanden werden kann. Ganz so will Zeus später den Hektor retten, bequemt sich aber dem Wunsch der Athene [19]). Auch an dieser zweiten Stelle beziehen sich die Worte πάλαι πεπρωμένον αἴσῃ auf einen früher von Zeus entworfenen Plan [20]). Als Sarpedon erschlagen ist, entsteht ein harter Kampf über seine Leiche [21]).

Aber Kronion
Wendete nie vom Getümmel des Kampfs die strahlenden Augen;
Sondern auf sie stets sah' er herab, und erwägt' in dem Herzen
Vielerlei über den Tod des Patrokleus, umhersinnend.
Ob schon jetzt auch jenen in heftiger Feldschlacht Andrang
Dort bei dem göttlichen Held Sarpedon der strahlende Hektor
Hinwegtilge mit Erz, und die Wehr entziehe den Schultern,
Oder ob mehreren noch er gewähr' entsetzliche Mühsal.

---

[17]) Il. XVI, 432 flg. — [18]) Il. XV, 67. — [19]) Il XXII, 167 flg. — [20]) Il. XV, 68. — [21]) Il. XVI, 644 flg.

Dieses jedoch dem Erwägenden dünkte von Beidem das bessre,
Dass nun der tapfre Gefährte des Peleiaden Achilleus
Rückwärts Troia's Volk und den erzumpanzerten Hektor
Gegen die Stadt fortdrängt', und des Lebens noch viele beraubte.

Ueber den Tod des Patroklus ist noch eine andere Stelle zu vergleichen. Achilleus hat um Glück für den Gefährten gefleht [22]):

Also sprach er mit Flehn, ihn hörete Zeus der Berather.
Eins zwar gab ihm der Vater, jedoch das Andre versagt' er.
Weg von den Schiffen zu treiben den Krieg und das Schlachtengetümmel
Gab er, allein er versagt' unverletzt aus dem Kampfe zu kehren.

Es sind hier zwar nicht alle Stellen aufgeführt, aber doch die hauptsächlichsten von denen, welche über die Leitung der grossen Kämpfe das nöthige Licht geben. Zeus erscheint in ihnen durchweg als weltlenkende Macht. Aber nicht blos in Beziehung auf die Begebenheiten des troischen Krieges, sondern auch im Allgemeinen wird Zeus als diejenige Macht anerkannt, die Gutes wie Böses den Menschen ertheilt, die

---

22) Il. XVI, 249 flg.

selbst das Geschick anordnet. Die vorzüglichsten Beweisstellen mögen nun folgen [23]).

Denn zwei Fässer befinden sich dort an der Schwelle Kronions.
Voll ist eins von den Gaben des Wehs und das andre des Heiles.
Wem nun vermischt austheilet der blitzstrahlfrohe Kronion
Diesen ereilt abwechselnd ein böses Geschick und ein gutes.
Wem er jedoch Unglück austheilt, den stösst er in Schande;
Und ihn verfolgt herznagende Noth auf der heiligen Erde.
Umherirret er dann, nicht den Göttern geehrt, noch den Menschen.

Aber sehr deutlich erkannt wird Zeus Beistand von den Menschen.
Sowohl welch' er beschliesst mit höherem Ruhme zu schmücken,
Als auch welch' er erniedrigt und nicht zu vertheidigen denket.

Doch Zeus steigert sowohl als mindert der Menschen Gedeihen,
Ganz so wie er es will: denn Er ist mächtig vor allen.

---

[23]) Il. XXIV, 527 flg. XV, 490 flg. XX, 242 flg. XIII, 730 flg. — Od. IV, 236 flg. VI, 189 flg. XIV, 444 flg. XVII, 322. XX, 75.

Denn an Andre vertheilte der Gott Arbeiten des
Krieges.
[Andrem gewährt' er den Tanz, Musik und Gesang einem Andern]
Andrem verlieh in dem Busen Verstand Zeus
waltende Vorsicht.

Aber der Gott ein andermal Andrem,
Zeus bald Glück bald Unglück gibt: denn alles
vermag er.

Doch Zeus selber ertheilt, der Olympier, Segen
den Menschen,
Edlen so wie den geringen, nach eigener Wahl
einem Jeden.

Der Gott wird dieses verleihn und jenes
verweigern,
Was er in seinem Gemüthe nur will: denn alles
vermag er.

Denn zur Hälfte die Tugend entrückt Zeus waltende Vorsicht
Jeglichem Mann, sobald als der Knechtschaft
Tag ihn ereilet.

Denn wohl durchschauet er Alles,
Gutes Geschick wie böses der sterblichen Erdebewohner.

Dasselbe was diese Stellen unumwunden ausdrücken, beweisen ausserdem noch eine Unzahl von Stellen andeutungsweise und in Beziehung auf einzelne Fälle [24]).

Da indess Zeus, wie bemerkt worden, auch die Meinungen der andern Götter anhört und sie nicht selten berücksichtigt, ja zuweilen nach ihnen eigene, früher gefasste Beschlüsse abän-

---

[24]) Il. I, 5. 128 flg. II, 32 flg. 38 flg. 69 flg. 350 flg. 375 flg. 412. 419 flg. 436. III, 302. 320 flg. 351 flg. IV, 84. 160 flg. 249. 381 flg. 408. V, 33. 225. 662. VI, 234. 357. 526 flg. VII, 69 flg. 179 flg. 202 flg. 209 flg. 291. 377. 396. VIII, 175 flg. 216. 236 flg. IX, 18 flg. 49. 117 flg. 600. 686. X, 8. 45. 70 flg. 88 flg. 104 flg. XI, 52 flg. 278 flg. 288 flg. 300. 318 flg. 336. 406. 753. 792. XII, 37. 67 flg. 173 flg. 275 flg. 292 flg. 437. XIII, 58. 154 flg. 631 flg. 783. 794. 812. XV, 97. 242. 418. 719. 724 flg. XVI, 87 flg. 103. 662. 688. 799 flg. XVII, 176 flg. 331 flg. 400 flg. 515. 593 flg. XVIII, 74 flg. 79. 292 flg. 328. 431 flg. XIX, 137. 223 flg. 270 flg. XX, 92 flg. 301 flg. XXI, 47. 93. 103. 216. XXII, 60. 130. 221. 256 flg. 280. 403. XXIII, 298 flg. 724. XXIV, 241 flg. 570. 586. — Od. I, 62. II, 34. III, 88. 119. 132. 152. 160 flg. 288 flg. IV, 34 flg. 181. 207 flg. 667 flg. 699. 722 flg. V, 409 flg. VI, 172. VII, 248 flg. 263. 286. VIII, 82. 245. 465. IX, 38. 52. 262. 411. 554. XI, 61. 292. 297. 436. 559 flg. XII, 215 flg. 295. XIII, 317. XIV, 86 flg. 184. 243. 268 flg. 273. 300. 310 flg. XV, 112. 180. 488 flg. 523 flg. XVI, 64. 117. XVII, 243. 424 flg. 437 flg. 597. XVIII, 146. 256. 265. 273. 376. XIX, 80. 129. 161. 363 flg. 512. XX, 201 flg. 236. 273. XXI, 102. 200. XXII, 51. 252 flg. XXIII, 140. XXIV, 96 flg. 164. 306.

dert, so folgt, dass auch die andern Götter an der weltlenkenden Macht Theil haben, nur aber in beschränktem Verhältniss. Vor dem Verbot der Theilnahme an der Schlacht und nach Aufhebung dieses Gebotes unterstützen die einzelnen Gottheiten eigenem Hange folgend mit Rath und That bald Troer und bald Achäer. Nach Ilios Zerstörung bereitet Athene den Achäern Verderben [25]), den Agamemnon schützt auf der Meerfahrt Here [26]), den Aias Oïleus Sohn vernichtet Poseidon [27]), den Odysseus verfolgt Poseidon, doch schützt ihn Athene. Daher die homerischen Griechen neben dem Zeus auch den übrigen Göttern die Lenkung menschlicher Schicksale zuschreiben [28]).

Unter der sehr bedeutenden Menge von Stellen, in denen von den Schicksalsgöttinnen: den

---

[25]) Od. I, 327. III, 135 flg. — [26]) Od. IV, 513. — [27]) Od. IV, 505 flg. — [28]) Il. I, 18. II, 13. 30. 67. 599. III, 164. 308. 440. IV, 127 flg. 408. VI, 171. 183. 368. VII, 32. 102. 360. VIII, 287. IX, 136. 245. 277. 497 flg. XIV, 120. 464. XVI, 119 flg. 693. 845. XVII, 514. XVIII, 8. XIX, 9. 264. 417. XX, 194. XXI, 290. 297. 379. XXII, 365 flg. XXIV, 525. 534. 547. Od. I, 234. 267. 400. III, 166. 242. 269. IV, 480. 752. 805 flg. V, 23. 286. VI, 174. VII, 148. 214. 242. 254. VIII. 579. IX, 15. XI, 139. 276. XII, 190. XIV, 53. 198 357. XVI, 129. 211 flg. 298. 364. 402 flg. 447. XVII, 119. 475. XVIII, 112. 133 flg. 180. 252. XIX, 125. 592 flg. XX, 42. 195 XXIII, 258. 352.

Keren, Mören und der Aesa die Rede ist, findet sich nicht eine einzige, die eine Trennung der Schicksalsmacht von Zeus bewiese. Die kleinere Anzahl lässt das Verhältniss ganz unerörtert [29]). In andern Stellen wird besser κὴρ als Κὴρ geschrieben, weil in ihnen das Wort nicht sowohl ein *nomen proprium* als ein *appellativum* bezeichnet [30]). Wieder andere Stellen sagen ausdrücklich aus, dass die Schicksalsgöttinnen von irgend einem Gott gesandt oder zurückgehalten werden, also blos das Werkzeug der Götter sind und keineswegs nach freiem Willen handeln. Von diesen Stellen muss hier ausführlicher gehandelt werden.

In Beziehung auf Agamemnon's Fehltritt spricht Kalchas [31]):

> Darum gab uns Jammer der Treffende, gibt ihn hinfort noch.
> Auch nicht hält er zurück die verderblichen Keren der Krankheit,
> Bis wir gegeben dem Vater das lebhaftblickende Mädchen.

---

[29]) Il. II, 302. IX, 411. XII, 326. XVIII, 535. XX, 127. XXI, 110. 565. XXIV, 49. 132. Od. VII, 197. XVII, 500. — [30]) Il. II, 352. 859. III, 6. 32. 360. 454. V, 22. 652. VII, 254. XI, 360. 443. 585. XIII, 566. 596. 648. 665. XIV, 408. 462. XVI, 47. 817. XVII. 714. XXI, 66. XXIV, 82. — Od. II, 165. 283. III, 410. IV, 273. VI, 11. VIII, 513. XI, 171. XII, 157. XV, 235. 275. XVI, 169. XVII, 82. XXII, 14. 330. 363. 382. XXIV, 127. 414. — [31]) Il. I, 97 flg.

Da Apollon selbst die Pest gesendet hat, und wie es hier heisst die Keren der Krankheit nicht zurückhält, so hat er auch offenbar die Keren gesendet, und sie erscheinen in seinem Dienst. In demselben Verhältniss zu Apollon treten die Schicksalsgöttinnen an andern Orten auf. Bekanntlich war es Apollon, der dem Patroklos das Verderben bereitete [32]). Hieraus beziehen sich zwei Stellen. Der sterbende Patroklus sagt [33]):

Doch mich raffte hinweg die verderbliche Mör' und Apollon.

Das Ross Xanthus entschuldigt sich gegen Achilleus [34]):

Dessen sind wir nicht
Schuldige, sondern der mächtige Gott und die schreckliche Möra.
Denn nicht etwa durch unsere Langsamkeit und Versäumniss
Raubete Troia's Volk von Patroklos Schultern die Rüstung.
Sondern der mächtigste Gott, den geboren die lockige Leto,
Schlug ihn im Vordergefecht, und gewährte dem Hektor den Siegsruhm.

Sowie Apollon die Keren sendet, ebenso ver-

---

32) Il. XVI, 787. flg. — 33) Il. XVI, 849. — 34) Il. XIX, 409 flg.

mag er auch sie abzuhalten, falls ein anderer Gott sie absendete [35]:

> Jetzt hätt' Argos Volk die thürmende Troia genommen,
> Wenn nicht Phöbos Apollon den edlen Agenor erregte,
> Ihn Antenors Sohn, den untadlichen, tapferen Streiter.
> Kühnheit haucht' er ihm ein in das Herz, auch neben ihn selber
> Stellt' er sich, dass er die schrecklichen Keren des Todes entfernte.

Mit Zeus hatte Apollon früher den Hektor beschützt. Als jedoch Zeus des Helden Tod beschlossen, sagt dieser [36]:

> Wehe mir, wahrlich es riefen die Götter mich jetzo zum Tode.

und gleich darauf [37]:

> Nur aber ereilet mich Möra.

Zeus als Sender und Abhalter der Schicksalsgöttinen erscheint an folgenden Stellen. Lykaon fleht zu Achilleus [38]:

> Von neuem hat dir in die Hand mich gesendet
> Möra die böse; wohl muss ich verhasst dem erhabenen Zeus sein,
> Der dir wieder mich gab.

---

[35]) Il. XXI, 544 flg. — [36]) Il. XXII, 297. — [37]) Il. XXII, 303. — [38]) Il. XXI, 82 flg.

Ueber seine Verblendung entschuldigt sich Agamemnon [39]):

Doch ich bin dessen nicht schuldig;
Zeus und die Möra jedoch, und die Nachtunholdin Erinnys.

Sarpedon wurde zwar beim Mauersturm vom Telamonier Teukros sehr bedroht [40]):

Allein Zeus wehrte die Keren
Ab von dem Sohn, dass nicht um die Steuer der Schiff' er erliege.

Eben so übt Here Gewalt über die Keren. Proteus erzählt dem Menelaus [41]):

Zwar die Keren vermied dein Bruder, und glücklich entrann er
In den gehöhleten Schiffen, ihn schützte die herrliche Here.

Zeus hatte durch einen übereilten Schwur der Gemahlin die Gewalt über Herakles in die Hände gegeben [42]), daher heisst es von diesem [43]):

Auch nicht einmal des Herakles Kraft entfloh dem Verderben,
Der der geliebteste war dem Könige Zeus Kronion;
Möra bezwang ihn doch, und der schreckliche Eifer der Here.

---

39) Il. XIX, 86 flg. — 40) Il. XII, 402. flg. — 41) Od. IV, 512 flg. — 42) Il. XIX, 112 flg. — 43) Il. XVIII, 117 flg.

Ferner Poseidon. Odysseus befragt den Agamemnon [44]:

> Atreus Sohn, ruhmvoller, du König des Volks, Agamemnon,
> Welche der Keren bezwang dich des langhinstreckenden Todes?
> Hat vielleicht in den Schiffen Poseidaon dich bezwungen,
> Weckend entsetzlicher Sturmwind' unheilbringendes Wehen?

Endlich Aphrodite. Ueber den Paris sagt Zeus [45]:

> Dem aber die holdanlächelnde Kypris
> Hülfreich stets beisteht, und von ihm abwehret die Keren.

Die noch übrigen auf die Schicksalsgöttinnen bezüglichen Stellen erhalten Aufklärung, wenn man andere Stellen zur Vergleichung heranzieht. Zeus Wille ist es [46], dass solange Achilleus zürnt, viele tapfere Seelen in die Unterwelt hinabsinken, und am dritten Schlachttage besonders gedenkt Zeus viele tapfere Häupter in die Unterwelt zu senden [47]. Wenn daher Dioreus [48], Hypsenor [49], Amphius Selagus Sohn [50], Tlepolemus [51], die Brüder Adrastus und Am-

---

[44]) Od. XI, 397 flg. — [45]) Il. IV, 10 flg. — [46]) Il. I, 3 flg. — [47]) Il. XI, 55. — [48]) Il. IV, 517. — [49]) Il. V, 83. — [50]) Il. V, 613. — [51]) Il. V, 629.

phius [52]), Asius [53]), Peisandros [54]), Euchenor [55]) und Kleobulus [56]) von den Todesgöttinnen ergriffen werden, so sieht man, auf wessen Antrieb dies geschieht. Wenn ferner Patroklus Schatten sagt, die Ker habe ihn hinweggerafft [57]), so wissen wir aus den oben angeführten Stellen, zu denen noch zwei hinzuzufügen sind [58]), wer diese Ker sendete. Den Echeklus bezwingt Möra durch den Achilleus [59]), dem Zeus die Troer zu erschlagen gewährt, und nur die Stadt zu verwüsten verweigert [60]). Hektor ist den Keren entgangen [61]), mit Hülfe des Zeus und Apollons [62]), dass ihn Achilleus erschlage, hat Zeus festgesetzt [63]). Daher die dem Hektor feindliche Möra [64]), und die Keren [65]) als Dienerin des Zeus erscheinen. Odysseus nach Polyphems Blendung wird zwar durch Zeus und Athene geschützt, aber dennoch drohen die Keren [66]), nämlich die Poseidon gegen ihn reizt. Die den Freiern der Penelope gefährlichen Keren [67])

---

52) Il. II, 834. XI, 328 flg. — 53) Il. XII, 113 flg. — 54) Il. XIII, 602. — 55) Il. XIII, 665. — 56) Il. XVI, 334. — 57) Il. XXIII, 78. — 58) Il. XV, 65 flg. XVIII, 8 flg. — 59) Il. XX, 477. — 60) Il. XX, 26 flg. XXI, 216. — 61) Il. XV, 287. — 62) Il. XV, 231 flg. XXII, 301 flg. — 63) Il. XV, 68. — 64) Il. XVI, 853. XXII, 5. 436. XXIV, 209. — 65) Il. XXII, 202. — 66) Od. II, 352. V, 387. XXIII, 332. — 67) Od. II, 316. XVII, 547. XIX, 558.

werden von Pallas Athene gesendet [68]). Die Möra, welche den greisen Laertes einst ergreift, des Argus Leben endet, sowie die Keren, welche den Kastor in des Aïdes Häuser führten, sind die des natürlichen Todes [69]). Da nun unstreitig Zeus der oberste Lenker des Weltalls den natürlichen Tod als Grenze des Lebens festsetzte, so sind auch hier die Göttinnen Untergebene des Zeus. Selbst wer ein Liebling war des höchsten der Götter, wie Agamemnon [70]), entfloh nicht der Möra, auch wenn sie frühzeitig und gewaltsam das Leben endete.

Hierdurch glaub' ich mich gerechtfertigt zu sehen, wenn ich behaupte, Zeus, der allen Göttern Aemter und Würden vertheilte, verlieh den Schicksalsgöttinnen ihre Macht. Er gebraucht sie nach Belieben und nicht blos er, sondern auch die übrigen der höhern Götter. Hesiod [71]) sagt es ausdrücklich, dass der Schicksalsgöttinnen Gewalt von Zeus herrühre. Wir dürfen uns daher nicht durch Stellen irre machen lassen, in denen es heisst, dass die Schicksalsgöttinnen gleich bei der Geburt eines jeden Menschen ihm das Geschick in den Faden spinnen: eine Vorstellung, die allerdings schon dem homerischen

---

68) Od. V, 23 flg. XIII, 372 flg. XVI, 167 flg. XXII, 205 flg. — 69) Od. II, 100. XIV, 207. XVII, 326. XIX, 145. XXIV, 135. — 70) Od. XXIV, 24 flg. — 71) Theog. 904 flg.

Zeitalter angehörte. Denn nur was Zeus befiehlt oder erlaubt, sind sie zu thun im Stande.

Einmal zu sterben, war so allgemein festgesetzt, dass keine Ausnahme hiervon stattzufinden schien [72]). Daher man glaubte, dass selbst die Götter es nicht vermöchten, einen geliebten Mann vom Tode zu befreien [73]). Das heisst die Götter mit Ausschluss des Zeus. Denn der überhob zuweilen einen sterblichen Sohn oder nahen Verwandten des Todes. Den Rhadamanthys, Menelaus, und was wahrscheinlich ist, auch die Helena [74]) versetzte er ins elysische Gefilde. Den Ganymed erhob er in den Olymp [75]). Es darf uns nicht befremden, dass beim Menelaus sowohl als beim Ganymed die Götter im Allgemeinen genannt werden; die Beziehung, in der die Auserwählten zu Zeus, stehen, lässt nicht zweifeln, dass die andern Götter nur auf Befehl des Zeus thätig gewesen sind. Den geliebten Herakles überhob Zeus zwar nicht des Todes, aber die göttliche Seele des Helden erstieg den Olymp durch Zeus Gunst, und nur der menschliche Schatten sank in das Erebos hinab [76]). Kastor und Polydeukes die Söhne des Tyndareos sterben zwar, aber über den andern Tag erhalten sie durch Zeus Begünstigung in der Unter-

---

72) Il. VI, 488. XII, 322 flg. — 73) Od. III, 236 flg. — 74) Od. IV. 561 flg. — 75) Il. V, 265 flg. XX, 234. — 76) Od. XI, 601 flg.

welt das Bewustsein noch Lebender [77]). Woher diese Auszeichnung komme, wird ein andermal gezeigt werden. Die Unsterblichkeit, womit Tithonus geschmückt ist, mag er theils der Liebe der Eos, theils der Verwandtschaft mit Zeus [78]) danken. Mit der Unsterblichkeit ist bei ihm wie bei allen andern ewige Jugend gepaart. Wäre die im homeridischen Hymnus auf Aphrodite [79]) sich findende Fabel von dem Greisenalter des Tithonus schon dem homerischen Zeitalter bekannt gewesen, schwerlich würde noch die jugendliche Göttin des grauen Sterblichen Lager theilen [80]). Besondere Gunst war es endlich schon, wenn einem Sterblichen ein doppeltes Geschick verliehen und ihm die Auswahl gelassen wurde. Von zwei Heroen erwähnt Homer, dass ihnen diese Auszeichnung widerfahren sei: von Achilleus und Euchenor [81]).

Was Zeus oder ein anderer Gott mit Genehmigung des Zeus über Glück oder Unglück der einzelnen Menschen verfügt hatte, gelangte zur Ausführung. Doch war der menschlichen Freiheit und den Umständen soviel Spielraum ge-

---

77) Od. XI, 299 flg. — 78) Il. XX, 237. Wenn Matthiä (Animad. in H. Hom. p. 74.) meint, Homer nenne den Tithonus, der Eos Gemahl, häufig, aber niemals als Troer, so irrt er doppelt. — 79) V. 218 flg. — 80) Il. XI, 1. — Od. V, 1. — 81) Il. IX, 411 flg. XIII, 663 flg.

lassen, dass wiewohl selten auch etwas geschah, was nicht im Geschick lag, und daher auch wohl gegen das Geschick war. Die Argeier wären ohne Bestimmung des Geschicks nach Hause gekehrt [82]), hätte es nicht Here gehindert. Unter Patroklus Anführung siegen sie gegen das Geschick [83]). Mit Aias Beistand hofft Menelaus des Patroklus Leichnam den Troern zu entreissen, selbst wenn es ein Gott hindern wollte [84]). Zeus fürchtet, dass Achilleus gegen seinen Willen Ilios erobere [85]). Dem Aeneias verbietet Poseidon den Achilleus zu bekämpfen, damit er nicht gegen das Geschick in das Erebos sinke [86]): denn *μόριμον οἵ ἐστ' ἀλέασθαι* [87]). Apollon sucht es zu verhindern, dass nicht an diesem Tage die Achäer gegen das Geschick die Stadt verwüsten [88]). Die Menschen, sagt Zeus [89]), bereiten sich mehr Unglück, als ihnen verhängt ist. Dem Odysseus war die Rückkehr von Zeus bestimmt [90]), aber gegen das Geschick wär' er umgekommen [91]), hätt' ihn nicht Athene gerettet. Und dass es überhaupt möglich sei, durch Tapferkeit und unerschrockene Kühnheit etwas gegen eine feindselige Gottheit auszurichten, bezeuget Apollon [92]).

---

82) Il. II, 155. — 83) Il. XVI, 780. — 84) Il. XVII, 104. — 85) Il. XX, 30. — 86) Il. XX, 332 flg. — 87) Il. XX, 302. — 88) Il. XXI, 516. — 89) Od. I, 34. — 90) Od. XIII, 133. — 91) Od. V, 436. — 92) Il. XVII, 328.

Das Verhältniss der Schicksalsgöttinnen zu Zeus und den übrigen Gottheiten des höhern Kreises ist bei Hesiod, der schon eine bestimmte Anzahl der erstern und besondern Namen der Einzelnen aufführt, unverändert und bleibt es bis ins Zeitalter des Krösus. Da findet sich zuerst die Angabe, dass Möra den Göttern übergeordnet sei [93]). Von jetzt an durch das ganze Alterthum hindurch wechselt das Verhältniss. Bald wird Möra dem Zeus übergeordnet, bald ihm gleichgestellt, bald ihm untergeordnet.

---

[93]) Herodot. I, 91.

Neue Bücher, welche in demselben Verlage erschienen sind:

Aeschyli Persae. Ad fidem librorum manuscriptorum et editionum antiquarum emendarunt, integram lectionis varietatem textui subiecerunt, et commentario critico atque exegetico instruxerunt. E. R. Langeus et G. Pinzgerus. 8. maj. 1 Rthlr. 8 Gr.

Carta script. . . . . . 1 Rthlr. 16 Gr.

— — Ex Recensione E. R. Langei et Pinzgeri. Subjecta est varietatis Schuetzianae notatio. 8 maj. 6 Gr.

Heinsius (Theod.) kleine theoretisch-praktische deutsche Sprachlehre für Schulen und Gymnasien. 10te vermehrte und verbesserte Ausgabe. 8. . . . . . . 12 Gr.

Müller — kurzgefaßtes neugriechisches Wörterbuch, Griechisch-Deutsch und Deutsch-Griechisch. Nebst einer Uebersicht der nothwendigsten grammatischen Regeln. 8. geb. 14 Gr.

Ancillon (Fr.) über den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung. (Erster Band) gr. 8. geh. . . . . 1 Rthlr. 16 Gr.

Becker (K. F.) die Weltgeschichte. Fünfte vollständige, verbesserte, wohlfeile Ausgabe; mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel. Erste und zweite Lieferung, bestehend aus Bd. 1 — 5. (Alte und mittlere Geschichte.)

In zweierlei Ausgaben.

1) in Oktav, auf gutem weißem Druckpapier.
Subscriptionspreis auf alle 12 Bände 12 Rthlr. 12 Gr.

2) in groß Oktav, auf feinem Papier.
Subscriptionspreis auf alle 12 Bände 16 Rthlr. 16 Gr.

Becker (K. F.) die Weltgeschichte. Bd. 11. u. 12., von K. A. Menzel. (Für die Besitzer der ersten vier Auflagen.) 8. 4 Rthlr. 16 Gr.

Fein Papier. . . . . . . 5 Rthlr. 8 Gr.

Führt auch den Titel.

K. A. Menzel Geschichte unserer Zeit, seit dem Tode Friedrichs II.; 2 Bände.

Steffens (H.) der Norwegische Storthing im Jahre 1824. Geschichtliche Darstellung und Aktenstücke. gr. 8. 18 Gr.

Hauptstraßen-Karte von dem preußischen Staate und den angränzenden Ländern. (Herausgegeben auf hohen Befehl, und auch als Karte des ganzen nördl. Deutschlands zu gebrauchen.) 9 Blatt. Fol. (in Commission). 6 Rthlr. 12 Gr.

Lüdemann's (W. von) Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen im J. 1822. Mit 2 Charten. 8. geh. 1 Rthlr. 16 Gr.

Mollien's (G.) Reise nach Columbia in den Jahren 1822 und 1823. In drei Abtheilungen: I. Reise durch Columbia. II. Geschichte und Verfassung der Republik Columbia. III. Geographisch-statistische Schilderung des Landes. Aus dem Franz. übers. von Fr. Schoell. gr. 8. 1 Rthlr. 16 Gr.

Caribert der Bärenjäger; vom Verfasser der „Heer- und Querstraßen.“ Aus dem Englischen übers. von Willibald Alexis. 12. geh. . . . . . 1 Rthlr. 8 Gr.

Felicitas. Ein Roman; von der Verfasserin der Erna ꝛc. gr. 12. geh. . . . . 1 Rthlr. 12 Gr.

Geächteten (die). Novelle von Willibald Alexis 12. geh. 1 Rthlr. 16 Gr.

Irving (Wash.) Erzählungen eines Reisenden. Aus dem Englischen übersetzt von S. H. Spiker. 2 Bände. gr. 12. geh. . . . . 3 Rthlr.

— — Skizzenbuch von Gottfried Crayon. Aus dem Engl. übersetzt von S. H. Spiker. 2 Bände. gr. 12. geh. 3 Rthlr.

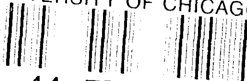
Triest (Ober-Bau-Director) Handbuch zur Berechnung der Baukosten für sämmtliche Gegenstände der Stadt-

und Landbaukunst. In 18 Abtheilungen zum Gebrauch der einzelnen Gewerbe und bei den Geschäften der technischen Beamten. Abtheil. II. die Arbeiten des Zimmermanns. gr. 4. geh. . . . . . 1 Rthlr. 12 Gr.

Jede Abtheilung wird einzeln verkauft. Wer auf das Ganze subscribirt, zahlt ein Fünftel weniger, als der Preis der einzelnen Abtheilungen beträgt, welches bei Ablieferung der letzten Hefte vergütet wird. Die 1ste Abtheilung (1824) enthält die Maurerarbeiten. Der Bogenzahl nach sind die Abtheil. 1. und 2. ungefähr ein Drittel des Ganzen.

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. 4r. Jahrgang (1825.) bestehend aus 6 Heften. gr. 4. mit Kupfern. . . . 3 Rthlr.




UNIVERSITY OF CHICAGO
44 755 279